

Claire Angotti, Pierre Chastang, Vincent Debiais, Laura Kendrick (dir.), Le pouvoir des listes au Moyen Âge. I: Écritures de la liste, Paris (Publications de la Sorbonne) 2019, 272 p. (Histoire ancienne et médiévale, 165), ISBN 979-10-351-0317-0, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Adelheid Krah, Wien

Kleintexte, Listen, Inschriften auf Kunstgegenständen, Notizen, listenartige Register und Merkzettel sind der Mittelalterforschung seit Langem bekannt. Da ihre Benützung oft unlösbare Rätsel aufgibt, wurde dieser Art überlieferten Schriftgutes für die Forschung nur in besonderen Einzelfällen Bedeutung geschenkt, etwa wenn aus einer Inschrift Schlussfolgerungen und Einsichten in Zusammenhänge möglich waren, die der Forschung sonst unbekannt geblieben wären. Namenlisten der Heiligen und Kalendarien sind hiervon auszunehmen, die stets im Kontext breiterer Forschungen Interesse fanden, so etwa im Werk von Arno Borst oder in der Erforschung der *Libri memoriales*, eben der Bücher des Mittelalters, in denen Einträge von Namen für das liturgische Gebetsgedenken in den Klöstern des west- und mitteleuropäischen Raumes fortlaufend erfolgten.

Solche Memorialbücher basieren auf der Wechselwirkung von Texteintrag und Botschaft an die Lesenden, sie vermitteln den direkten Kontakt der Lebenden zu den Toten über die Worte und die Ausschmückung des Materials. Die Schreibstuben der Klöster legten auf diese Weise Register der Toten wie der Lebenden an, die dem Konvent verbunden waren und diesen Status auch nach dem Tod beibehielten. Eine andere bekannte Variante von Listen sind die handschriftlichen Glossen und Randkommentare zu theologischen, kanonistischen und juristischen Werken, entstanden an den Universitäten in der Zeit der Scholastik, die zunehmend Autorität gewannen für das rechte Verständnis des zugrunde liegenden Textes und seine Auslegung. Das umfangreiche Material der Epigraphik besitzt demgegenüber einen ganz anderen Wert für die Forschung.

Es dürfte klar sein, dass viele Texttypen von der Mittelalterforschung bisher kaum beachtet und erschlossen wurden. Für ihre Bearbeitung bedarf es aber auch einer komplexeren Methodik, die von den Archiv- oder den Kunstwissenschaften und der Textedition allein nicht aufgestellt werden kann.

Umso erfreulicher ist es, dass nun zwei Bände mit den Arbeiten einer interdisziplinären Forschungsgruppe vorliegen, die sich seit 2013 in dem von der Agence nationale de la Recherche finanzierten Projekt »Le pouvoir des listes au Moyen Âge« mit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Listen des Mittelalters als Kleintexten umfassend beschäftigt hat¹. Hierbei wurden einzelne Texttypen sowohl nach linguistischen Kriterien untersucht als auch in Hinblick auf den Prozess der Textproduktion. Bei Reihung von Kleintexten spielen deren Nummerierung und die verwandten Schemata eine Rolle, bei den glossierten Lehrwerken sind Gliederungselemente und die Aufteilung der beschriebenen Seite wichtige Kriterien, um eine kognitive Wirkung des Gesamttextes durch Kombination der visuellen und handwerklichen Fähigkeiten der Schreiber des Scriptoriums zu erzielen.

Julie Lemarié hat hierzu in seinem einleitenden Beitrag »(Comprendre) les énumérations« eine klare Disposition ihrer breit gefächerten psycho-linguistischen Vorgehensweise vorgelegt, dem drei Untersuchungen von Materialität und Formgebung von Elisa Pallottini, Stefano Riccioni und Ayelet Even-Ezra folgen. Elisa Pallottini setzt sich in ihrem Aufsatz »Monumentalisation et mise en scène des saintes dans le lieu de culte« (S. 31–69) mit den Namenlisten auf den Altarplatten der römischen Altäre von San Silvestre in Capite und Sant’Angelo in Pescheria sowie auf den drei Absiden von San Miguel de Escalada in Spanien, dem Reliquien bergenden Altar von Santa Maria in Aventino und dem Reliquienkreuz Bernwards von Hildesheim auseinander und untersucht die Wechselwirkung von Name, Altarplatte und Reliquiar vom 8. bis 11. Jahrhundert an diesen Beispielen. Die Verbindungen zum Tragaltar werden kurz angesprochen, sie bieten freilich wie das Bernwardskreuz eine Textreduktion zugunsten der künstlerischen Materialität und der Aussagekraft der Realie, weniger des Textes.

Der Beitrag von Stefano Riccioni »Les listes dans le discours visuel du Moyen Âge italien. Le cas de Rome aux XI^e et XII^e siècles« (S. 32–90) gibt Einblick in seine epigrafische Arbeit an römischen Altären des 11. Jahrhunderts und vergleicht die Texte nach Kriterien der Gedankenordnung mit Beispielen aus Inkunabeln sowie den Mosaiken von San Clemente und Santa Maria in Trastevere. Er gelangt dabei zu dem Ergebnis, dass die Anordnung der Heiligen ihre Bedeutung während der Zeit der Reformkirche des 11. Jahrhunderts und deren Gedankengut widerspiegelt.

Ayelet Even-Ezra untersucht in ihrem Text »Listes et diagrammes scolastiques. Une première approche de leurs mises en page, thèmes et fonctions« (S. 91–120) die verschiedenen Formen der Textanordnung in Diagrammen sowie deren Logik und Interaktionsmöglichkeiten zwischen Textautoren und Benutzern anhand theologischer Texte und Materialien der Textexegese, etwa zu den Sentenzen des Petrus Lombardus. Natürlich ist das Schema der »Quaestiones« der Scholastik nicht nur, wie dargestellt, eine Form des »pro et contra«, sondern es bot doch nur ein Raster für

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83588](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83588)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l’Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Bei dem zweiten Band handelt es sich um: Étienne Anheim, Laurent Feller, Madeleine Jeay, Giuliano Milani (dir.), *Le pouvoir des listes au Moyen Âge. II: Listes d’objets, listes de personnes*, Paris 2020.

Varianten des scholastischen Unterrichts. Hier gibt es im zweiten Teil des Bandes »Ordres et pragmatique« fünf Texte, die mit einem linguistisch ausgerichteten Beitrag von Caterina Donati »Pour une grammaire des listes« (S. 121–132) zu Semantik und funktionaler Textanordnung beginnen.

Das Thema der Anlage großer Konkordanzen wird an zwei Beispielen zum Werk des Thomas von Aquin von Catherine König-Pralong behandelt. In ihrem Beitrag »Une liste scolastique en réseau. La Concordance thomiste de Pierre de Bergame et Ambroise de Alemania« (S. 133–155) beschreibt sie, dass diese Listen methodisch am »Decretum Gratiani« ausgerichtet seien, und zeigt, dass man aus der Art der Anlage der Konkordanzen den Autor erschließen könne.

Die Frage nach Beginn und Aus- bzw. Weiterführung theologischer Kommentare in Listenform erörtert Claire Angotti in ihrem Beitrag »Comment naît et vit une liste? Élaborations, développements et usages des listes chez les théologiens: l'exemple des ›propositions non tenue‹ du ›Livre des Sentences de Pierre Lombard‹« (S. 157–186), indem sie besonderes Interesse dem Punkt der Weiterführung von Listen und deren didaktischer Bedeutung widmet (mehrere Anhänge).

Die Frage der Wechselwirkung von Zahlensymbolik und Textanordnung untersucht Martha Rust in ihrem Artikel »Ensemble de dix, sept et cinq: le pouvoir de cardinalité d'une liste« (S. 186–220) und weist anhand von Erbauungsliteratur, etwa des »Brevilogium« des Bonaventura, auf die festgelegte Rangordnung von Zahlen und deren Einsatz zur psychologischen Manipulation der Lesenden hin.

Abschließend ist der Frage der Grammatik der Glossatoren ein Beitrag von Franck Cinato mit dem Titel »Les listes de grammaire dans le haut Moyen Âge et le témoignage du *Liber glossarum*« (S. 221–255) gewidmet, wobei sich in den von ihm untersuchten grammatikalischen Listen die Verwissenschaftlichung der Schreibkultur des Mittelalters zeige.

Ein Register schließt den Band ab, der im Wesentlichen zwei Themenbereiche aus der Materialfülle erhaltener mittelalterlicher Listenführung aufgegriffen hat: die Epigrafik und die Praxis der Glossierung theologischer Schriften in der Scholastik. Die linguistischen Ausführungen sind eine willkommene Ergänzung zum Thema.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83588](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83588)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Étienne Anheim, Laurent Feller, Madeleine Jeay, Giuliano Milani (dir.), Le pouvoir des listes au Moyen Âge. II: Listes d'objets, listes de personnes, Paris (Éditions de la Sorbonne) 2020, 320 p., nombr. ill. (Histoire ancienne et médiévale, 171), ISBN 979-10-351-0574-7, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Adelheid Krah, Wien

Mit diesem zweiten Band zum Thema »Le pouvoir des listes au Moyen Âge« liegt nun eine umfassende Darstellung vor, die es bisher nicht gab¹. Man könnte danach fragen, inwieweit das Denken in Listen die Schriftkultur des Mittelalters beeinflusst hat, und auch gleich richtig beantworten: umfassend und grundlegend.

Freilich konnten trotz der enormen und sehr lobenswerten interdisziplinären Zusammenarbeit der Forschungsgruppe über Jahre und deren Unterstützung durch die beiden Herausgeberinnen der Reihe, ohne die diese beiden Bände und die Forschungsergebnisse der scientific community nicht zur Verfügung stehen würden, nur einige Aspekte erfasst werden. Umso erfreulicher ist es, dass im zweiten Band Beiträge zu ganz anderen Themenbereichen als im ersten Band zur Listenführung und Textorganisation nach Listen vorliegen. Die insgesamt zwölf Beiträge sind unter den Überschriften »La liste comme totalité« (Die Liste als Ganzes), »La liste comme monument« (Die Liste als unverrückbare Autorität) und »La liste comme maîtrise« (Die Liste zur Kontrolle) zusammengefasst.

Diese Gliederung mag auf den ersten Blick verwundern und zugleich zum Nachdenken anregen. »La liste comme totalité« meint hier Registrierung von Personen in Listen, wie dies seit der Antike verwaltungstechnisch praktiziert wurde; dies wurde am Beispiel der sehr gut erhaltenen und interessanten Listenführung der Bevölkerung der italienischen Stadt Lucca von Diane Chamboduc de Saint Pulgent für die Jahre 1370–1372 untersucht (S. 22–44). Dabei hat sie besonders den Aspekt der damals in Lucca möglichen politischen Instrumentalisierung von Personenregistern herausgearbeitet und zeigt, dass eine solche Nutzung der ohnehin einfachen Verwaltungsarbeit methodisch nicht erst in der Neuzeit bei der Anlage der »Bürgerbücher« entwickelt wurde.

In der Medizin gehören die regelmäßig geführten Aufzeichnungen nach Untersuchungen im selben Krankheitsbild oder an den menschlichen Säften seit der Antike zur anerkannt praktizierten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Beim ersten Band handelt es sich um: [Claire Angotti, Pierre Chastang, Vincent Debais, Laura Kendrick \(dir.\), Le pouvoir des listes au Moyen Âge. I: Écritures de la liste, Paris 2019.](#)

Methode. Laurence Moulinier-Brogi stellt in ihrem Beitrag »La logique des listes dans les traités de médecine. À propos des ›catalogues‹ d'urines (XII^e–XV^e siècle)« (S. 45–60) mittelalterliche Listen und Kataloge aus dem Bereich der Urologie vor und betont, dass die Untersuchung des Urins schon immer ein wichtiger Bestandteil der ärztlichen Diagnose war.

Die Liste ist der Mittelschritt zwischen Datenerfassung und Visualisierung der verschiedenen Urinbilder in mittelalterlichen Almanachen der Medizin, welche ausgetauscht wurden und in zahlreichen Handschriften der europäischen Bibliotheken noch erhalten sind.

Karin Becker untersucht in ihrem Artikel »La liste dans la danse macabre. La danse macabre comme liste« (S. 61–82) listenartige Verse des mittelalterlichen Totentanzes, während Hanno Wijsman seine Ausführungen den Bücherverzeichnissen am burgundischen Hof des 15. und 16. Jahrhunderts widmet (S. 83–104), wovon das Verzeichnis des Bestandes beim Tod Philipps des Guten mit 878 Exemplaren besonders beeindruckt. Eliana Magnani behandelt in ihrem Beitrag »Des *res* en série au haut Moyen Âge« (S. 105–154) anhand der Manuskripte der »Gesta pontificum Autissiodorensium« und am Beispiel des aus dem »Liber pontificalis« übernommenen Gründungstextes der abendländischen Kirche seriellles Schreiben, wobei aus Sicht der Rezensentin der autoritative Text des »Liber pontificalis« eher als »Stehsatz« denn als Faktenliste zu bezeichnen wäre.

Natürlich muss in dem Band auch der Texttypus des Nekrologs behandelt werden, hier von Carlos M. Reglero de la Fuente (S. 155–176) am Beispiel der Nekrologe von San Isidoro de León; ferner wird in den beiden folgenden Beiträgen das Thema »Listen« im Kontext des höfischen Banketts und der Textmuster und Allegorien der höfischen *chançons de geste* besprochen; in beiden fehlt aber die gedankliche Verbindung zur Materialität von Listen.

Im dritten Teil des Bandes werden Beispiele für Kontrolllisten thematisiert, so Klosterlisten über Bewohner (Nicolas Schroeder für die Klöster zwischen Seine und dem Rhein im 11. und 12. Jahrhundert), Inventarlisten aus der Provence (Philippe Bernardi) oder auch in der Jahrmarktspoesie vorkommende Objektlisten (Madeleine Jeay). Anthropologische Überlegungen von Thierry Bonnet (»Commencer avec les objets et les choses«) beschließend den Band.

Diese Beiträge lassen erneut erkennen, dass die Methode der Verschlagwortung von Objekten, des logischen Ordners in Listen, deren Materialität und ihre Verwendung als tatsächliche oder gedankliche Hilfsmittel bis hin zur Systematisierung und politischen Instrumentalisierung der Listen keine neuzeitliche »Erfindung« sind, sondern während des Mittelalters in allen Bereichen des sozialen und kulturellen Lebens relevant waren und umgesetzt wurden. Ohne Gedankenordnung mit der Hilfe vorhandener Listen oder Kataloge war es unmöglich, ein Bankett

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83589](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83589)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

oder eine Totenfeier zu inszenieren, eine medizinische Diagnose zu erstellen oder das richtige Buch aus der Bibliothek zu holen.

Von den Herausgebern der beiden Bände »Le Pouvoir des listes au Moyen Âge« wurde leider versäumt, die Autoren auf ein Resümee am Ende ihrer Beiträge zu verpflichten; ferner hätten englischsprachige Abstracts zur Transparenz beigetragen und diesen Forschungsergebnissen ein breiteres Publikum eröffnet.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83589](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83589)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hannah Barker, *That Most Precious Merchandise. The Mediterranean Trade in Black Sea Slaves, 1260–1500*, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 2019, VIII–314 p., 2 maps, num. tabl. and graphs, ISBN 978-0-8122-5154-8, GBP 64,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michel Balard, Paris

L'histoire de l'esclavage médiéval en Méditerranée a été profondément renouvelée par les articles et les deux gros volumes de Charles Verlinden («L'esclavage dans l'Europe médiévale», Gand 1977), qui analyse une masse considérable de documents, sans toujours donner une synthèse concise sur la traite méditerranéenne. Dans cet excellent ouvrage, Hannah Barker démontre qu'il y avait encore place pour de nouvelles recherches, en particulier en comparant la traite effectuée par les marchands italiens au profit de leurs clients occidentaux et celle qui fournit aux Mamlouks l'essentiel de leurs forces militaires et de leurs dirigeants politiques.

La comparaison se heurte néanmoins à des difficultés dues à la différence de nature des sources disponibles: du côté italien, une abondance d'actes notariés enregistrant ventes, locations, donations, héritages et affranchissements d'esclaves; du côté égyptien, des manuels arabes de conseils pour l'acquisition d'esclaves et des sources narratives s'intéressant aux plus illustres des mamlouks, anciens esclaves originaires de la mer Noire, parvenus au sommet de la hiérarchie sultanale.

L'ouvrage d'Hannah Barker comprend deux parties. Dans la première, elle cherche à définir une culture commune de l'esclavage dans la Méditerranée de la fin du Moyen Âge. Dans la seconde, elle étudie les formes de la traite, de la mer Noire vers la Méditerranée.

Loin d'être l'objet de discussions, la légitimité de l'esclavage est admise aussi bien par les chrétiens que par les musulmans, qu'il résulte de la naissance ou d'une capture lors d'une guerre sainte ou d'un acte de piraterie. Mais il est interdit de réduire en esclavage des gens de la même religion, de sorte que la différence religieuse est le principe sous-jacent du statut de l'esclave, contraint de se convertir à la religion de son maître. S'il est toutefois bien difficile de démontrer l'affiliation religieuse d'un individu, la diversité linguistique qui caractérise les victimes de la traite est interprétée comme un signe de diversité religieuse que vient confirmer le nom que porte l'esclave, avant son baptême contraint ou sa conversion à l'islam.

En revanche, les traits physiques ne renseignent pas toujours sur la race: si l'islam distingue trois catégories – les Turcs, esclaves



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

nordiques à la peau claire, les Sudans, esclaves sudistes à la peau noire, et les Ajams, c'est-à-dire les non-arabes, les notaires italiens sont bien en peine pour définir la race des esclaves mis en vente, sinon en se référant à quelques caractéristiques, couleur et marques de la peau, stature et complexion, mais les catégories raciales restent le plus souvent incertaines.

Gênes, Venise et le sultanat mamlouk sont des sociétés esclavagistes, où la plupart des maisonnières possède un ou deux esclaves. Les non-libres représenteraient environ 4 à 5% de la population à Gênes au XV^e siècle et 2,5% à Venise en 1483, signe d'un déclin de la population servile à la fin du Moyen Âge. Les ventes concernent une population jeune, entre 15 et 25 ans, et en majorité féminine en Italie, dont on attend un service domestique, un travail manuel, un service militaire pour les hommes chez les Mamlouks, et des relations sexuelles, dans le cadre d'un concubinage partout toléré. L'enfant d'une femme esclave et d'un libre reste esclave en Occident, mais est tenu pour libre en Égypte, où les possibilités d'avancement par l'entraînement militaire peuvent amener le jeune esclave à de hautes fonctions (émir et même sultan). Aussi bien en Italie qu'en Égypte, les esclaves représentent un capital social et financier; leur possession dénote pouvoir et richesse.

Comment s'organise la traite en Méditerranée? On devient esclave en mer Noire soit par violence, soit par vente. Les guerres civiles dans la Horde d'or, l'invasion de Tamerlan, les raids tatars, puis les guerres ottomanes d'expansion amènent sur les deux grands marchés de la traite, la colonie génoise de Caffa sur la côte de Crimée, et Tana au fond de la mer d'Azov, nombre de captifs que viennent acquérir marchands italiens et musulmans. D'autre part, des adolescents des sociétés pontiques sont mis en vente par leurs parents, soit en raison de leur pauvreté, de leur avarice ou de leur espoir d'un sort meilleur pour leur progéniture chez les Mamlouks, qui ont conclu une alliance avec la Horde d'or et le basileus, afin d'accéder aux marchandises provenant de la mer Noire. L'autrice retrace les fluctuations de la traite sur ces deux grands marchés pontiques, ravitaillés en esclaves tatars, circassiens et russes par les petites villes côtières des régions caucasiennes. Au cours du XIV^e siècle Gênes domine la traite en mer Noire, en faisant de Caffa le passage obligé des traitants contraints de payer des taxes sur les ventes d'esclaves et sur leur séjour dans la *domus sclavorum*, entrepôt temporaire de la main d'œuvre servile, avant sa vente et son acheminement vers la Méditerranée. Ce contrôle génois s'affaiblit au cours du XV^e siècle, d'autant que les marchands musulmans tendent à délaisser la voie maritime vers l'Égypte au profit d'un itinéraire terrestre transanatolien, de Sinope ou Simisso vers Alep, et d'Alep vers l'Égypte par Damas.

La vente des esclaves s'effectue sur des marchés spécialisés en Égypte, au Rialto à Venise et à Gênes auprès du banc où se tient le notaire. Elle fait souvent intervenir un courtier et implique toujours une inspection physique, mentale et caractérielle de l'individu mis en vente. Le contrat qui indique les caractéristiques connues



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de l'esclave peut garantir sa bonne santé et être annulé en cas de découverte d'un vice caché; ou bien il précise qu'il est vendu »tel quel«, ce qui retire tout droit de rétractation à l'acheteur. De nombreux facteurs déterminent les prix, qui atteignent leur maximum au tout début du XV^e siècle et ont tendance à baisser après 1420. Les femmes, autour de vingt ans, sont les plus chères à Gênes et à Venise, les jeunes hommes chez les Mamlouks. Le même modèle de contrat se retrouve en Italie et en Égypte.

En mer Noire, plusieurs milliers d'esclaves sont commercialisés chaque année, mais leurs acquéreurs sont rarement des marchands spécialisés; l'esclave est une marchandise comme une autre, transportée sur tout type de bateau, nef, galère ou coque. Les Génois dominent la route maritime de la traite, les Ottomans la voie terrestre transanatolienne, tandis que Venise et les Mamlouks doivent sans cesse innover pour organiser l'activité de leurs marchands. Le transport est le plus souvent assorti d'une assurance d'un montant de 3 à 7% de la valeur de l'esclave, et est passible de charges telles le frêt, la nourriture et une taxe de vente.

Dans un dernier chapitre, Hannah Barker analyse les conséquences des croisades et de l'hostilité entre chrétienté et islam sur le développement de la traite. Les auteurs des plans de croisade, rédigés à la fin du XIII^e et au début du XIV^e siècle, considèrent que les Mamlouks sont des renégats, d'anciens esclaves chrétiens convertis de force à l'islam. Affaiblir l'Égypte requiert donc l'instauration d'un embargo sur le commerce avec Alexandrie, que la papauté décrète lors du IV^e concile du Latran (1215) et que les républiques maritimes italiennes sont contraintes d'appliquer. En réalité, l'embargo n'est guère respecté, car Gênes et Venise veulent préserver leurs intérêts commerciaux et privilèges en Égypte et ne font rien pour limiter l'activité de leurs traitants, qualifiés de »mauvais chrétiens« par les auteurs de plans de croisade, mais récompensés par les autorités sultanales, pour lesquelles la fourniture régulière d'esclaves est indispensable pour maintenir la stabilité de leur système politique et militaire.

L'ouvrage d'Hannah Barker ne laisse de côté aucun aspect de la traite en Méditerranée à la fin du Moyen Âge. Il montre les similitudes mais aussi quelques différences pratiques entre Italiens et Mamlouks dans l'exploitation de la main-d'œuvre servile originaire de la mer Noire. On ne peut reprocher à l'auteur que de rares inexactitudes: l'installation des Génois à Caffa en 1266 (p. 129) n'est attestée par aucun texte connu, avant les années 1275. De même la chute de Caffa en 1475 est moins due à des querelles entre Tatars (p. 149) qu'à des différends entre Arméniens et autorités locales génoises. On regrettera aussi l'oubli de toute référence aux ouvrages de Jacques Paviot et de Giles Constable sur les plans de croisade. Ce sont là des brouilles qui n'enlèvent rien à l'originalité incontestable de ce bel ouvrage.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dominique Barthélemy, Rolf Große (dir.), Allemagne et France au cœur du Moyen Âge. 843–1214. Préface de Michel Zink, avant-propos de S. A. S. Mgr le duc d'Arenberg, Paris (Passés composés/Humensis) 2020, 240 p., ISBN 978-2-3793-3231-9, EUR 29,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Ruffini-Ronzani, Namur

En publiant, avec le soutien de la Fondation d'Arenberg et sous le patronage de Michel Zink, cet «Allemagne et France au cœur du Moyen Âge», Dominique Barthélemy et Rolf Große offrent un magnifique cadeau aux médiévistes. Très richement illustré, le volume rassemble une vingtaine d'historiens, d'historiens de l'art et de philologues français, allemands et belges autour d'un objet d'étude commun: les relations franco-allemandes entre 843, date du célèbre traité de Verdun, et 1214, année de la non moins illustre bataille de Bouvines. L'ouvrage s'articule autour d'études de cas organisées selon l'ordre chronologique. Ces dossiers, pris en charge par un ou plusieurs spécialistes du sujet, se rapportent tantôt à une source d'un intérêt remarquable (la «Séquence de sainte Eulalie» et le «Ludwigslied» abordés par Jens Schneider, une lettre d'Yves de Chartres datée de 1097 mise en contexte par Christof Rolker, etc.), tantôt à une figure historique marquante (par exemple, le comte/duc Henri le Grand, tué en 886 par les Normands et ancêtre d'Henri I^{er} l'Oiseleur, présenté par Stéphane Lebecq, ou la reine Gerberge, épouse de Louis IV d'Outremer et mère du roi Lothaire, évoquée par Anne-Marie Hérvé), tantôt, enfin, à des événements ponctuels ou des transformations intervenues sur le temps long (l'essor du tournoi chevaleresque et l'invention des armoiries décrits par Jean-François Nieus, la bataille de Bouvines chère à Dominique Barthélemy, etc.).

Le prétexte initial à cette publication fut la redécouverte, au sein de la collection du duc d'Arenberg, de deux diplômes ottoniens pour le chapitre canonial de Crespin, en Hainaut. Ceux-ci n'étaient jusqu'à présent connus que par des copies. Ils sont traduits et analysés par Laurent Morelle, qui en donne aussi des reproductions photographiques. Sa courte étude d'une dizaine de pages constitue sans nul doute la pièce maîtresse du livre – on devine qu'elle en préfigure une autre, plus pointue et spécifiquement adressée aux diplomatistes. Le premier diplôme est authentique. Il date du 12 février 973 et a été rendu par l'empereur Otton I^{er} quelques mois seulement avant sa disparition. Le second acte, rédigé au nom d'Henri I^{er} l'Oiseleur et datable de 931, est une version falsifiée d'un diplôme considéré comme authentique, lequel n'est plus connu qu'à travers des copies. La rédaction de ce faux est intervenue au XII^e siècle, vraisemblablement entre 1185 et 1201. Les deux documents ont la particularité de nous renseigner sur une réalité complexe, celle de l'avouerie monastique. Le diplôme «vrai» de 973 laisse aux chanoines le choix de l'avoué, «pour qu'il



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

soit en mesure d'acquiescer intégralement le ban sur les villages de Crespin, Quiévreachain, Hensies, Quiévrain et [Vilar]soniaco» (p. 77) – l'authenticité de cette clause avait jadis été mise en question, mais la redécouverte de l'original dissipe les doutes. L'acte falsifié du XII^e siècle, pour sa part, projette dans un passé ancien une réglementation des droits et des devoirs de l'avoué de Crespin. Les deux diplômes éclairent donc d'une lumière particulièrement intéressante l'institution fondamentale que constituait l'avouerie.

L'intérêt de l'ouvrage dépasse cependant la publication des deux diplômes de Crespin. Chaque article permet en effet de faire le point, de manière synthétique, sur un dossier spécifique et, souvent, de tirer des enseignements qui vont bien au-delà du cas étudié. Ainsi, dans sa déconstruction de l'«implacable portrait» que l'historien Richer de Reims dresse de Gislebert de Lotharingie († 939), Jean-Louis Kupper donne une passionnante leçon de critique historique, en arguant que, même s'il s'est inspiré de modèles antiques, le chroniqueur livre à propos du duc rebelle des informations d'une incontestable valeur. De même, en commentant «la métamorphose allemande de Perceval», Jean-René Valette fournit au lecteur – à la suite de Simone Weil et de Michel Zink – des clés de compréhension essentielles à propos du «Conte du Graal» français et de son adaptation courtoise allemande, le «Parzival» de Wolfram von Eschenbach. Les exemples du genre pourraient être multipliés, à partir de chacun des articles composant le volume.

Plus fondamentalement, plusieurs de ces articles pourraient sans nul doute être utiles aux enseignants du secondaire ou de l'université. On imagine en effet sans peine que les traductions de sources proposées dans plusieurs contributions pourraient être utilisées à des fins pédagogiques. On songe, par exemple, à celle des serments de Strasbourg (842) par Irmgard Fees, à celles du «Ludwigslied» et de la «Séquence de sainte Eulalie» par Jens Schneider, ou encore à celle de la «paix» de Cologne (1083) par Dominique Barthélemy. Il en va de même pour les programmes iconographiques décrits par Charlotte Denoël et Anne-Orange Poilpré à propos de l'enluminure messine du haut Moyen Âge et des Évangiles d'Otton III (voir aussi la description de la broderie de la reine Gerberge par Anne-Marie Helvétius).

On l'aura donc compris, le bel objet richement illustré que constitue cet ouvrage ravira ceux qui éprouvent un intérêt pour les siècles constituant le cœur de la période médiévale, qu'ils soient historiens de formation ou en devenir. Son prix modeste le rendra d'ailleurs aisément accessible.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Florence Bouchet, Philippe Maupeu, Sébastien Cazalas (dir.), Le Pouvoir des lettres sous le règne de Charles VII (1422–1461), Paris (Honoré Champion) 2020, 299 p. (Bibliothèque du XV^e siècle, 87), ISBN 978-2-7453-5475-4, EUR 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jacques Paviot, Créteil

Ce livre rassemble les contributions présentées au colloque du même titre, tenu à Toulouse en 2018. Dans leur introduction »Littérature et idée sous le règne de Charles VII« (p. 7–22), Florence Bouchet et Philippe Maupeu n'acceptent pas le verdict de Philippe Contamine de »souci marginal« de Charles VII pour les lettres et les arts. Mais ils soulignent qu'il aimait la lecture et les beaux livres, et selon Georges Chastelain (qui ne reculait devant aucune louange hyperbolique) *estoit historien grant, beau raconteur, bon latiniste et bien sage en conseil*. Le règne naît avec le »Quadrilogue invectif« d'Alain Chartier et est enterré (bien après la mort du roi) avec les »Vigiles« de Martial d'Auvergne. Pour les auteurs, une révolution dans le langage qui devait aller au-delà de la lyrique et du discours courtois était nécessaire afin d'avoir des mots »pour dire le temps de l'Histoire, mais aussi le temps du souvenir« (p. 17).

L'ouvrage est organisé thématiquement, en quatre parties: »Autour d'Alain Chartier« (cinq contributions), »Miroirs du règne de Charles VII« (cinq contributions), »Théâtre et spectacles« (trois contributions) et »Dispositifs fictionnels« (quatre contributions).

Laëtitia Tabard (p. 25–42) invite à une lecture croisée des œuvres composées par Alain Chartier sous Charles VI (»La Belle dame sans merci«) et sous Charles VII (»Le Livre des quatre dames«). Passer de la complainte au débat permet un discours efficace, la pitié se trouvant à la jointure du discours amoureux et du discours politique. Joan E. McRae (p. 57–69) poursuit dans cette voie, en dévoilant les visées politiques de quelques ballades d'Alain Chartier, qui ne peuvent ainsi être entièrement séparées de ses œuvres purement politiques.

De son côté, Florence Bouchet (p. 71–88) dégage les précurseurs et la postérité du »Peuple plaintif et langoureux« du »Quadrilogue invectif«: avant chez Honoré Bovet, Jean Gerson, Christine de Pizan, après chez Jean Juvénal des Ursins en 1433, dans une »Moralité« de 1435 de Michault Taillevent, dans la »Moralité nouvelle de la Croix Faubin« du milieu du siècle; l'influence se fait sentir même après le règne de Charles VII. Estelle Doudet (p. 43–56) s'intéresse à l'affirmation de la figure de l'orateur sous le règne de Charles VII, incarnée, selon l'Instructif de la seconde rhétorique (années 1460), par Alain Chartier, Georges Chastelain et Arnoul Gréban.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le modèle est fourni par Quintilien, mais l'orateur devient l'«intellectuel», le *philosophus, orator, legatus*, qu'est Aeneas Silvius Piccolomini selon Martin Le Franc, et les orateurs forment un groupe et débattent entre eux. L'étude d'un manuscrit du milieu du XV^e siècle des œuvres d'Alain Chartier mis en vente en 2016 permet à Hanno Wijsman (p. 89–107 et fig. 2–11) d'en attribuer la commande à Antoinette de Maignelais, maîtresse de Charles VII, puis, après sa mort en 1461, du duc François II de Bretagne, et de le dater des années 1455–1458.

Le grand écrivain politique du règne de Charles VII est Jean Juvénal des Ursins (1388–1473); pour Sébastien Cazalas (p. 111–126), son roi idéal peut être résumé dans cette formule des Psaumes: *Viriliter age*, «Agissez avec courage» selon la traduction de Lemaître de Sacy, ce qui pourrait laisser sous-entendre que Charles VII était un roi fainéant. Un des historiens de son règne et de celui de son fils Louis XI est Thomas Basin (1412–1489); Joël Blanchard (p. 127–136) invite à redécouvrir son œuvre dissidente aux multiples décentrement. Sophie Brouquet (p. 137–150) et Élisabeth Pinto-Mathieu (p. 151–164) mettent en avant la figure du roi combattant dans les «Vigiles» (entre 1477 et 1483) de Martial d'Auvergne (1430/35–1508) pour la première et la figure royale, objet d'un panégyrique, dans le «Jouvencel» (1461–1468) de Jean de Bueil (1404/06–1477) pour la seconde.

Enfin, Marta Farfany (p. 165–177) étudie les traductions dédiées au roi, dont trois ont été conservées: les «Stratagemata» de Frontin par Jean de Rouvroy (1425), les «Commentarii de bello punico primo» de Leonardo Bruni par Jean Lebègue (1445), l'«Historia destructionis Troiae» de Guido delle Colonne par Jacques Milet (1450), qui restent malheureusement inédites; si elles n'ont pas été commandées par le roi, elles montrent les intérêts de son entourage.

En ce qui concerne le théâtre et les spectacles, Jelle Koopmans (p. 181–194) se penche sur la professionnalisation des spectacles sous le règne de Charles VII: celle des joueurs de farce (précoces), puis des joueurs des «jeux», devenus de grands spectacles théâtraux avec machineries. Jean-Marie Fritz (p. 195–209) se focalise sur Arnoul Gréban (v. 1430–v. 1495), qui dirige la maîtrise de la cathédrale Notre-Dame de Paris (enseignant la musique et la grammaire), et il dévoile les liens entre le mystère de la Passion et le jeu d'orgue, le mystère pouvant être considéré comme un *speculum* sonore. Véronique Dominguez (p. 211–227) recherche à qui attribuer le «Mystère de la Résurrection d'Angers», connu par trois témoins (1456, 1491, 1493): plutôt qu'une attribution à Jean du Prier ou Le Prieur, elle y voit une composition collective, «curiale».

Dans le domaine de la fiction, Daisy Delogu (p. 231–244) s'intéresse au «Pastoralet» (entre 1422 et 1425), mélange de pastourelle et d'histoire et allégorie à valeur didactique. Michelle Szkilnik (p. 245–257) se demande comment écrire l'Histoire au moyen de la fiction avec l'exemple du «Jouvencel». Sylvie Lefèvre (p. 259–273) relit l'«Abuzé» en court (entre 1450 et 1470) et en montre le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

programme iconographique, mais l'image devant restée cachée. Enfin, Helen Swift (p. 275–290) se livre à une réflexion sur l'auteur sous le règne de Charles VII, au moyen du thème de la mort dans le »remembrement« des œuvres dans les anthologies tardives comme »Le Jardin de plaisance et fleur de rhétorique«, avec une théâtralisation de la représentation des morts. Un utile index des noms de personnes, d'auteurs et titres d'œuvres clôt l'ouvrage.

Avec ce volume, Florence Bouchet, Sébastien Cazalas et Philippe Maupeu nous offrent un éclairage bienvenu sur la vie des lettres sous le règne de Charles VII.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83594](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83594)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Patrick Breternitz, Königtum und Recht nach dem Dynastiewechsel. Das Königskapitular Pippins des Jüngeren, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2020, 260 S., 5 Abb. (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter, 12), ISBN 978-3-7995-6092-4, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David S. Bachrach, Durham, NH

As Patrick Breternitz observes in the introduction to this study, King Pippin I (751–768), formerly mayor of the palace to the last Merovingian ruler Childeric III († 755), has benefitted from substantially increased scholarly attention since the turn of the millennium. This new focus on Pippin has helped to bring him out from the shadow of his son Charles the Great and changed in some ways the narrative about the great Carolingian ruler. In particular, scholars, including Patrick Breternitz, are increasingly interested in the ways in which Charlemagne and his advisors drew on reforms to governmental administration that were initiated by King Pippin.

This book-length examination is not a traditional biography, but rather uses the so-called »royal capitulary« of Pippin I as a prism through which to pursue a series of questions regarding governmental administration and legal practice in the period before and after Pippin's *coup d'état* in 751 and subsequent coronation as king of the Franks. The volume is divided into a lengthy introduction, four main chapters of ascending length, each of which focuses on one or more chapters within the »royal capitulary«, and a brief conclusion.

Breternitz begins the introduction with an overview of the state of the question regarding the nature of law under the Merovingians and early Carolingians. He rejects arguments associated, above all, with Hannah Vollrath about the essential orality of early medieval society and points to the substantial corpus of written legal texts, as well as texts that provide information about legal matters, from the Merovingian period and Pippin I's reign. However, he also emphasizes the ways in which early medieval law differs substantially from the practice and conception of law in modern Europe.

Missing from this discussion, nonetheless, is the importance of Roman legal traditions and practices in influencing those in the early Middle Ages. Breternitz also considers the question of the relationship of the spoken language in Romance regions with the Latin used in legal and administrative texts. His conclusion is that the language competency of government officials and legal experts in the late Merovingian period was not as high as usually assumed by legal scholars.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

However, it would have been helpful in this context for Breternitz to address the arguments by Michel Banniard that spoken Romance and written Latin were quite close well into the 9th century. After this background regarding conceptions of law and legal practice, Breternitz provides a useful discussion of the transmission history of the »royal capitulary« and analyzes the historiographical tradition as well as other contemporary texts in an effort to provide a close dating for Pippin's promulgation of the text. He concludes that the capitulary was issued in either 754 or the first half of 755.

In the second chapter, Breternitz examines the first three *capitula* of the »royal capitulary«, which dealt with incest and marriage. He points, in this context, to the enormous attention devoted to questions of incest in the first half of the 8th century in ecclesiastical legislation and papal decrees. Following a detailed analysis of the language used in the capitulary and its comparison to contemporary texts, Breternitz concludes that Pippin's decision to devote attention to these issues was not based upon a superficial effort to appease his bishops, but rather was intended to come to grips with what he and his magnates perceived as a major problem by providing clearer definitions and stricter prohibitions on illicit actions. Breternitz also argues that Pippin saw a political advantage to be gained by addressing these topics by demonstrating his adherence to papal teaching, at a time when papal support for his usurpation of the royal office was quite important. On a related note, Breternitz sees these three *capitula* as an opportunity for Pippin to present himself as a ruler, who was capable of resolving a major problem of interest to ecclesiastical authorities in a manner similar to that of his Merovingian predecessors.

Chapter three considers Pippin's edict on tolls within the context of royal charters that dealt with tolls in the period before and after 751. One of the important findings in this chapter with respect to the practical implications of Pippin's royal accession is that there is no evidence that he issued any toll privileges while still mayor of the palace. Rather, Breternitz argues that it was only after he had gained the royal office that Pippin had the legal authority to grant immunities from tolls. Breternitz then turns to a close examination of the text of the capitulary itself, which is not about tolls as such, but rather is a prohibition on the imposition of tolls on those who are traveling with goods for their own use rather than for sale. The text specifically mentions pilgrims traveling to Rome.

However, Breternitz observes that the prohibition also would have protected traveling government officials as well as soldiers. He concludes that the information provided by charters and the capitulary indicate that Pippin sought to use the royal control over tolls in an ideological sense, that is to demonstrate his commitment to protecting the interests of the people of his realm. By contrast, Breternitz argues against the conclusions of earlier scholars who saw the royal government as maintaining control over tolls for economic purposes. However, he does not provide positive information to support this conclusion.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

The fourth chapter, which focuses on the *capitulum* dealing with minting, is substantially longer than the previous two, and reflects Breternitz's previous published works on numismatic topics. He addresses a series of questions in this chapter, including the organization of minting under the Carolingian kings, the nature of the minting reform instituted by Pippin, the purpose of Pippin's minting reform, and the model for Pippin's minting reform. Breternitz rejects a number of earlier scholarly conclusions regarding these questions, including the idea that Pippin required the minting of heavier weight *denarii* in order to combat inflation, and Rory Naismith's recent argument that the model for Pippin's minting reform came from Anglo-Saxon England.

Instead, Breternitz sees the main reason for Pippin's reform as the removal from circulation of older Merovingian coinage, and the issuing of large numbers of coins with his own name and image, to reinforce his status as king. Concomitantly, he argues that economic and financial motives were of far lesser importance to Pippin. Breternitz also argues that the model for Pippin's monetary reform, and particularly the images and texts chosen for his coinage, came from the Lombard kingdom. Turning Naismith's argument on its head, Breternitz further argues that it was Pippin who influenced Anglo-Saxon coinage rather than the reverse.

The final chapter focuses on the administration of justice, which is treated in the sixth and seventh *capitula* of the »royal capitulary«. The first of these *capitula*, which is very brief, states simply that ecclesiastical immunities were to be preserved. The second, which focuses on secular courts, includes three statements of royal policy: 1. the identification of those who should participate in judicial proceedings; 2. the prohibition of direct appeals to the royal court without first going through the comital court; and 3. the ecclesiastical equivalents for these first two issues. This is the longest chapter of the volume, and Breternitz offers a thorough analysis of both the scholarly traditions concerning these *capitula* and comparisons with contemporary and later legal texts.

Breternitz is undoubtedly correct that this capitulary emphasizes the importance of the comital court in adjudicating legal disputes at the local level, as well as the tendency of Pippin and Charlemagne to take legal disputes among the magnates out of the hands of the count and to have them adjudicated at the royal court. He is also very likely correct that the sixth *capitulum* and the third element of the seventh *capitulum* show the desire of Pippin to ensure that the judicial authority held by ecclesiastical institutions on the basis of the grants of royal immunities should be preserved, but also that abbots and bishops were to ensure the regular holding of judicial assemblies to meet the needs of the king's subjects.

Patrick Breternitz also offers an important intervention on the very old scholarly controversy regarding the origins of the *scabini* and the fate of the *rachemburgi* as fact finders and judgment givers in the comital court. He argues, again correctly in my view, that



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the two institutions likely coexisted for much of the 8th century. He also argues, persuasively in my view, that the *scabini* began as a local institution under the later Merovingians, which was then generalized across the Frankish empire by Charlemagne in the context of his judicial reforms at the turn of the 9th century.

Following his discussion of the treatment of judicial matters in the royal capitulary, Breternitz examines the evidence for judicial practice in Pippin's charters, both as mayor of the palace and as king, as well as the proceedings of six *placita*, again in both the mayoral and royal period. Based on these documents, Breternitz concludes, in a manner very similar to Alexander Murray and Walter Goffart, that Pippin used immunities as a tool of royal power.

In the brief conclusion, Breternitz highlights the points made in the previous chapters, and particularly emphasizes the influence exercised on Pippin by Lombard examples. This model of emulation is supported by the close relationship between the Carolingian family and Lombard court going back to the period of Charles Martel, who worked with the Lombards against the Muslims in southern France, and potentially Pippin's own experiences at the Lombard court. The volume is rounded out with an appendix that includes the text of the »royal capitulary« and a list of extant manuscript witnesses to this document. There is extensive critical apparatus of notes as well as a bibliography of sources and scholarly works.

In sum, this is a very valuable work, and is quite impressive as the revised version of Breternitz' dissertation. He has illuminated several very important questions relating to royal governance under the later Merovingians and Pippin I. Perhaps the most striking revelation is the extent to which Pippin was unable, as mayor of the palace, to exercise the full range of regalian rights with respect to control over tolls, minting, and immunities. Despite the ostensible weakness of the later Merovingian kings, these rights remained *de iure* in their hands, and Pippin apparently did not believe that he could usurp them for his own purposes.

Another important point raised by Breternitz is the extent to which Lombard royal practice influenced the early Carolingian court. Some readers undoubtedly will disagree with one or another point in the text, and a future edition of this text would certainly benefit from a broader treatment of the scholarly literature, including, for example, Susan Wood's magisterial treatment of royal control over church assets in the early medieval period. Nevertheless, this is now an essential book for scholars working on the 8th century Frankish realm.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olivier Canteaut, Olivier Guyotjeannin, Olivier Poncet (dir.), Actes royaux et princiers à l'ère du numérique (Moyen Âge – Temps modernes), Pau (Presses universitaires de Pau et des pays de l'Adour) 2020, 130 p. (Cultures, arts et sociétés, 10), ISBN 2-35311-108-4, EUR 12,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

S'il ne manque pas actuellement d'actes de colloques mettant en avant les humanités numériques, celui-ci se distingue d'une part grâce à une thématique précise, celle des actes royaux et princiers ; d'autre part parce que s'il permet, comme c'est le cas habituellement, de prendre connaissance de projets et de réalisations en la matière, il donne aussi la parole aux utilisateurs. C'est très important, parce que trop longtemps des bases de données ont été mises en place sans vraie perspective d'utilisation, et donc d'utilité.

Cinq corpus sont présentés, donnant d'emblée une dimension européenne au volume. Lancé au début des années 2000, le projet d'édition des [Fine rolls](#) (rouleaux élaborés par la chancellerie royale, au départ pour recenser les amendes imposées par le roi, ensuite plus largement pour les matières financières) du règne d'Henri III (1216–1272) a permis la création d'un site très riche (reproductions, traductions anglaises, index ...) et la publication d'une partie des rouleaux sous forme imprimée (David Carpenter, Paul Dryburgh). En Écosse, c'est le projet [Models of Authority](#) qui ambitionne de voir comment les actes reflètent l'émergence du gouvernement, et qui pour cela s'est consacré entre autres à un développement inédit de l'analyse paléographique (Peter Stokes).

Du côté germanique, la bientôt bicentenaire entreprise des [Regesta Imperii](#) a réussi à offrir des ressources numériques de pointe tout en maintenant ses exigences en matière de qualité de l'érudition. La présentation qu'en fait Gerhard Lubich est axée en particulier sur l'orientation graphe, qui permet notamment de remarquables études des réseaux. Les quantités de documents traitées s'accroissent évidemment au fil des temps, et à l'époque moderne elles donnent le vertige, comme c'est le cas pour les quelque trois millions de lettres des archives médicéennes de 1537 à 1743 à Florence. Pour transcrire, non pas tous ces documents, mais le plus grand nombre possible d'entre eux, de nombreux collaborateurs ont été recrutés, et le projet a mis à leur disposition des outils de formation tout à fait intéressants. Tout cela a abouti à la création d'une «communauté d'érudition», et en fin de compte à la création d'un portail [My Interactive Archive](#), ouvert à tout document italien (Antonio Assonitis). Enfin, à Pau le projet d'édition électronique des actes des rois de Navarre et de leurs agents (1483–1594) a commencé par l'inévitable phase du recensement



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

des actes, qui a donné lieu déjà à des travaux qui renouvellent les connaissances sur le sujet.

Du côté des utilisateurs, Els De Paermentier évoque plusieurs usages possibles de la base des [Diplomata Belgica](#), entre repérage des actes (donc, sans traitement automatique) et analyse des formules. Olivier Canteaut réfléchit à l'étude de la tradition manuscrite des actes: dans le cas des actes royaux émis entre 1314 et 1328 en France, la question n'est pas tant celle de la différence entre originaux et copies effectuées par le bénéficiaire, mais entre actes enregistrés par l'émetteur, la chancellerie royale, et actes connus par les archives des bénéficiaires. En tout état de cause, selon lui, moins de 10% des actes émis ont été conservés. Georg Vogeler fait le point sur la numérisation (et surtout la publication en ligne) de photographies d'actes, à partir de l'exemple de [Monasterium.net](#): un site richissime, qui non seulement donne accès à des centaines de milliers d'actes, mais permet aussi grâce aux progrès permanents en matière de traitement automatique, de mener des études de fond (sur la forme des *signa recognitionis* ottoniens, par exemple), et même maintenant de développer des systèmes de transcriptions automatiques.

Deux contributions enfin complètent, de manière très différente, le volume. Vincent Jolivet montre à la fois la richesse de tout ce que permet aujourd'hui, pour la publication et l'utilisation de textes, le numérique; et le risque, évitable bien sûr, de faire passer au second plan le travail d'édition critique, qui ralentit considérablement la mise à disposition des sources et complique la publication et l'interopérabilité. Olivier Guyotjeannin, de son côté, lance un plaidoyer pour l'étude des clauses annexes et des formules en diplomatique: ce qui peut se faire sans ordinateur, mais, comme il le souligne, se fait encore mieux grâce à celui-ci.

Ce petit volume dépasse donc largement le cadre »royal et princier« annoncé par son titre, en ce que tous les enjeux et les développements, toutes les difficultés et les solutions, évoqués concernent bien entendu l'ensemble de la diplomatique médiévale et moderne.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83597](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83597)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

**Damien Carraz, Un commandeur ordinaire?
Bérenger Monge et le gouvernement des
hospitaliers provençaux au XIII^e siècle, Turnhout
(Brepols) 2020, 528 p., 1 ill., 21 tabl., en n/b, 1 tabl. en
coul. (Ecclesia Militans, 8), ISBN 978-2-503-58978-7,
Euro 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Yannick Pouivet, Trier

Damien Carraz, seit 2020 Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Toulouse – Jean-Jaurès und Mitglied im Komitee der »Cahiers de Fanjeaux«, hat in den vergangenen Jahren bereits zahlreiche Publikationen zur hoch- und spätmittelalterlichen okzitanischen Gesellschaft sowie zu den im Languedoc ansässigen militärischen Ritterorden veröffentlicht. Der vorliegende achte Band der Schriftenreihe »Ecclesia Militans« stellt eine konsequente Fortführung seines Forschungsschwerpunktes dar, indem er sich nun dem Komtur des Johanniterordens Bérenger Monge (Berengarius Monachi) gewidmet hat, der im Zeitraum von ca. 1250 bis zu seinem Tod im Jahr 1300 die Hospitäler von Aix und Manosque verwaltete.

Anhand des umfangreichen Quellenmaterials von 250 Dokumenten aus neun Archivbeständen rekonstruiert Carraz den Werdegang einer Persönlichkeit, deren Biografie aus dem historischen Moment heraus beispielhaft für den sozialen und institutionellen Aufstieg in der mittelalterlichen okzitanischen Gesellschaft verstanden werden will (S. 14). Ohne den Anspruch zu erheben, ein Werk zur Mentalitätsgeschichte vorzulegen, konzentriert er sich auf die soziale Vernetzung des Bérenger Monge, dessen Werdegang vom provenzalischen Klerus, der Aristokratie und den regionalen Besonderheiten des Lebensraums geprägt war (S. 15, 17). Die einleitenden Passagen verorten nicht nur die regionale Forschungsgeschichte der beiden Ordenshöpitaer, sondern betten in diesen Zusammenhang auch die Rezeption der Person Bérenger Monge ein (S. 21–52). Ebenfalls erfolgt ein Überblick zur Dokumentationsgeschichte der ausgewerteten Quellen und ihrer Archive (S. 52–60). Hiervon ausgehend gliedert sich die Studie in drei Teile zu insgesamt acht Kapiteln, die die Leserinnen und Leser vom Individuum Bérenger Monge in die komplex rekonstruierte Welt eines überregional vernetzten Verwalters eintauchen lassen, der mit Handlungsgeschick und administrativer Weitsicht über Jahrzehnte hinweg agierte.

Der erste Teil konzentriert sich auf das soziale Umfeld Monges, wobei das erste Kapitel den Versuch unternimmt, die dunklen Flecken seiner Biografie zu erhellen, um herauszufinden, wie er 1246 zur führenden Persönlichkeit des Hospitals von Aix und drei Jahre später nach Manosque berufen wurde (S. 63–95). Daraufhin wendet sich im zweiten Kapitel der Blick hin zum damals



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bestehenden Sozialgefüge der Region und den Eigenarten der Hospitalsgemeinschaft. Der Text orientiert sich an den Bereichen von *baillie*, *domus* und *familia* (S. 99–117), deren Akzentuierung zum besseren Verständnis von Hierarchie, Administration und Spezialisierung innerhalb der Hospitäler des Militärordens beiträgt (S. 117–136).

Im dritten Kapitel folgt der Rückbezug auf Bérenger Monge, indem der Frage nachgegangen wird, welche Kriterien zu seiner Benennung als Vorsteher der Einrichtungen führten. Dies wird von Damien Carraz unter anderem mit dem eingebrachten Prestige oder Sozialkapital des Akteurs erklärt; hier wird bereits der ungewöhnliche Lebensweg Monges vorgezeichnet, der über die Karriere eines »commandeur ordinaire« hinausgeht (S. 153).

Im zweiten Teil des Buches steht das vierte Kapitel im Zeichen des von Kontinuität und Wandel geprägten administrativen Handelns des Komturs Bérenger Monge. Hier erscheint seine Person durch ihren weiten Erfahrungshorizont als stabilisierender Faktor, der durch die Auseinandersetzung mit fiskalischen und betriebswirtschaftlichen Themen (S. 183–210) die Folgen der Dynamik einer sich verändernden lokalen Gemeinschaftsstruktur ausglich (S. 241). Damit wird im Folgekapitel auf die unterschiedlichen sozialen Rollen Monges im Verhältnis zur Bevölkerung verwiesen, in der er sich als Herr über Untertanen, als Schlichter und Führungspersönlichkeit mit Vorbildfunktion zum Erhalt des sozialen Friedens betätigte (S. 262f.), was jedoch als Ausdruck einer zeitgenössischen herrschaftlichen Machtausübung von Finanzpolitik und Gerichtsbarkeit zu werten ist.

Neben der Untersuchung der permanenten Bautätigkeit und Umstrukturierung der Hospitalsangelegenheiten im sechsten Kapitel des dritten Buchteils leiten die beiden Folgekapitel zu globalen Aspekten der Tätigkeiten Monges über, dessen lokaler Verwaltungsapparat sich im Machtgefüge zwischen katholischer Kirche und weltlicher Territorialgewalt befand (S. 351–388) und darüber hinaus in die geopolitischen Entwicklungen der Ordensführung in der Levante verwickelt war (S. 406–418). Hier verbindet der Autor geschickt die Entwicklungen der Hospitäler durch externe Vorgaben mit dem Verlauf der Karriere Bérenger Monges im Orden, der als angesehener Kommandeur seine Karriere nie mit dem Aufstieg zum Amt des Priors krönte (S. 425–431).

Der Epilog des Werkes folgt den biografischen Zügen eines geistlichen Verwaltungsgelehrten im Lebensherbst seines Wirkens. Die Zusammenfassung unterstreicht nochmals den gelungenen Spagat, Entwicklungstendenzen des Kollektivs einer Ordensgemeinschaft im lokalen Sozialgefüge anhand eines biografischen roten Fadens nachzuvollziehen, der sich jedoch an dem rein institutionellen Werdegang einer Person orientiert (S. 137, 442). Die Fallstudie zu den Ordenshospitälern gibt wertvolle Einblicke in die Funktionsweise eines Hospitals, indem interne und externe Handlungs- und Kommunikationsabläufe analysiert



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

werden (S. 18). Komplettiert wird die Studie schließlich durch einen 93 Seiten umfassenden, digital frei zugänglichen Anhang, der zahlreiche Tabellen, Karten und Pläne sowie eine detaillierte Prosopografie zu Bérenger Monge und weiteren Persönlichkeiten des Ordens im Languedoc enthält.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83637](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83637)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alexis Charansonnet, Jean-Louis Gaulin, Xavier Hélyar (dir.), Lyon 1312. Rattacher la ville au Royaume?, Lyon (CIHAM-Éditions) 2020, 372 p., 19 ill. (Mondes médiévaux, 3), ISBN 978-2-956-84262-0, EUR 36,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laurent Ripart, Chambéry

Dans l'introduction à cet ouvrage, Jean-Louis Gaulin explique qu'il a pour vocation de rassembler les actes du colloque qui s'était tenu en 2012, à l'occasion du 7^e centenaire du traité de Vienne, par lequel l'archevêque de Lyon avait placé sa cité sous la juridiction du roi de France. Les modalités du transfert de la souveraineté de l'empereur à celle du roi de France occupent donc logiquement la première partie de cet ouvrage, la deuxième étant consacrée à une mise en perspective historique de la ville de Lyon du X^e au XIII^e siècle, tandis que la troisième s'attache à étudier l'intégration de Lyon dans le royaume de France aux XIV^e et XV^e siècles.

La première partie commence par deux communications destinées à présenter les acteurs du transfert de souveraineté. Jacques Rossiaud dresse un tableau de la ville de Lyon à l'orée du XIV^e siècle. Prenant à contrepied la tradition historiographique, il y soutient avec brio que la ville de Lyon ne dépassait alors pas 15 000 habitants, avant d'expliquer que si elle constituait un pôle ecclésiastique majeur, elle ne bénéficiait en revanche pas d'un grand dynamisme économique et commercial, en considérant qu'elle était entrée depuis les années 1260 dans un cycle dépressionnaire. De Lyon, la focale passe à la France, avec une contribution d'Elizabeth A.R. Brown, qui reprend l'article classique que Robert Fawtier avait rédigé en 1959 sur les frontières du roi de France, pour soutenir que Philippe le Bel et ses légistes disposaient d'une connaissance et d'une appréciation de la frontière bien supérieure à ce que Robert Fawtier avait pu considérer.

L'étude du processus de l'annexion française de Lyon s'ouvre par une contribution de Sébastien Nadiras, qui s'attache à l'expliquer par la politique religieuse de Philippe le Bel. Il estime que ce fut la volonté du roi d'affirmer son autorité sur l'Église de France qui l'aurait d'abord et avant tout amené à vouloir mettre la main sur un siège à l'importance symbolique majeure, puisque l'archevêque de Lyon était aussi le primat des Gaules. Dans une contribution très nourrie, Xavier Hélyar étudie l'ost que le roi envoya à Lyon en 1310, en montrant comment cette action militaire, si limitée fût-elle, avait pu se combiner avec le travail diplomatique des légistes de Philippe le Bel. Elisabeth Lalou se penche, malgré la faiblesse du dossier de sources, sur l'assemblée générale que le roi tint à Lyon en 1312, pour laquelle il ne convia que les seules villes chef-lieu de diocèse. Enfin dans une grosse contribution, Armand Jamme



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

compare le couronnement lyonnais en 1305 du pape Clément V, largement dominé par les agents du roi de France, à celui du pape Jean XXII, qui eut lieu en 1316 dans la cathédrale de Lyon, selon un cérémonial destiné à magnifier la puissance et l'indépendance de la papauté.

Dans une seconde partie, l'ouvrage présente le passé de Lyon, en étudiant sa place au sein du royaume de Bourgogne et de l'Empire. François Demotz étudie tout d'abord les relations entre les archevêques de Lyon et les rois rodolphiens de Bourgogne au X^e siècle, en montrant comment Lyon devint alors le cœur du pouvoir royal dans la moyenne vallée du Rhône. Nathanaël Nimmegeers étudie, quant à lui, les relations de Lyon avec Vienne, cités à la fois proches et rivales, en estimant qu'elles ont constitué ensemble »la capitale bipolaire du monde rhodanien« (p. 179), avant que Lyon n'impose sa suprématie à partir du XII^e siècle.

Alexis Charansonnet étudie la situation géopolitique de Lyon au milieu du XIII^e siècle, au temps où la ville accueillit deux conciles œcuméniques, en soulignant que Lyon était alors perçue comme un pôle d'équilibre à la confluence du royaume et de l'Empire. Enfin, Bruno Galland étudie les relations entre la maison de Savoie et Lyon, en montrant que le pouvoir savoyard avait réussi au cours du XIII^e siècle à prendre de très solides positions à Lyon, en parvenant à exercer une très forte influence sur la dévolution du siège archiépiscopal. Ce faisant, il souligne aussi que la maison de Savoie avait constitué à Lyon la véritable alternative à la montée en puissance des Capétiens et que l'élection en 1308 d'un neveu du comte Amédée V de Savoie avait constitué le moteur de l'intervention française, qui amena le roi de France à envoyer son ost en 1310, avant de s'emparer de l'archevêque Pierre de Savoie et de le contraindre en 1312 à reconnaître la souveraineté française.

Dans une troisième partie, l'ouvrage étudie l'insertion au bas Moyen Âge de la ville de Lyon dans le royaume de France. À partir d'une analyse très riche d'un mémoire adressé aux pères du concile de Constance pour valider l'élection archiépiscopale d'Amédée de Talaru, Fabrice Delivré montre comment l'église lyonnaise put utiliser ses droits primatiaux pour affirmer sa primauté à l'échelle du royaume. Philippe Contamine prolonge cette étude, en soulignant qu'au début du XV^e siècle, Lyon se sentait une ville si française qu'elle adhéra sans aucune hésitation au parti du dauphin Charles.

Gisela Naegle étudie les procès et mémoires produits par la ville de Lyon pour défendre à la fin du XV^e siècle ses foires, avant de conclure que la ville s'attachait, autant que faire se pouvait, à arguer que ses intérêts correspondaient à ceux de tout le royaume. Tania Lévy s'attache à étudier l'emblématique lyonnaise de la Renaissance, en montrant que si la ville associait ses armes à celles du roi lors des entrées royales, les représentations proprement consulaires ne comprenaient guère de références au royaume de France.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marco Versiero étudie une tradition, non attestée par les sources, qui affirme que lors de la venue en 1515 de François I^{er} à Lyon un automate en forme de lion, créé par Léonard de Vinci, se serait ouvert devant le roi pour lui offrir des fleurs de lys. Enfin, Léonard Dauphant propose, dans une contribution originale, une réflexion magistrale sur la place de Lyon dans l'espace français à la Renaissance, en concluant que la monarchie française avait alors fait de cette importante ville-frontière »la capitale des grands projets européens« (p. 344).

Cet ouvrage édité par les éditions du CIHAM offre donc un important ensemble de contributions, qui témoigne du renouveau de l'histoire médiévale lyonnaise. Il poursuit et complète ainsi le gros ouvrage de textes sur l'histoire de Lyon qu'Alexis Charansonnet, Jean-Louis Gaulin, Pascale Mounier et Susanne Rau ont publié en 2015¹.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Alexis Charansonnet, Jean-Louis Gaulin, Pascale Mounier, Susanne Rau (éd.), *Lyon entre Empire et Royaume (843–1601)*, Paris 2015 (Bibliothèque d'histoire médiévale, 14).

Philippe Contamine, Nobles et noblesse en France. 1300–1500, Paris (CNRS Éditions) 2021, 396 p., ISBN 978-2-271-13667-1, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Heribert Müller, Köln

Nochmals das Lob eines Autors anstimmen, der über ein langes Gelehrtenleben hin ein in seiner Fülle und Qualität imponierendes Œuvre vorgelegt hat und sich nunmehr daran macht – neben weiterhin neuen Publikationen – wichtige Aufsätze in leicht überarbeiteter und aktualisierter Form in Sammelbänden vorzulegen? Nein, dessen bedarf der Vielgeehrte nicht, zudem hat Rezensent das Seine dazu bereits in der Besprechung eines solchen, 2020 erschienenen Bands in dieser Zeitschrift gesagt. Es ist die Zeit der Ernte; nunmehr – nach den im Vorjahr veröffentlichten, ausgewählten Beiträgen des Verfassers zu Jeanne d'Arc und Frankreich im 15. Jahrhundert¹ – auf einem Feld, das der inzwischen fast Neunzigjährige seit früher Zeit kontinuierlich und intensiv bestellt hat: dem des Adels und der Adeligen im französischen Spätmittelalter, worüber er auch schon 1997 in einer eigenen Monografie handelte².

Die hier präsentierten, wohlgemerkt wiederum ausgewählten Studien stammen aus den Jahren 1985 bis 2011; mit ihren Änderungen und Ergänzungen, vor allem im Hinblick auf neuere und neueste Literatur, zeugen sie, wie auch die kurz gehaltenen Einleitung und Epilog (S. 9–24, 317–324), vom ausdrücklichen Bemühen, die eigentlich allein schon aufgrund ihrer außerordentlichen Quellendichte mehr oder minder »zeitlosen« Aufsätze mit dem Stand der heutigen Forschung zu verbinden. Das entsprechende, eigens für das Buch angelegte Gesamtverzeichnis der gedruckten Quellen und Literatur kommt schon einer »Bibliographie raisonnée« zum Thema nahe (S. 331–376); auch der Index (S. 377–393) sowie die mit kurzen Inhaltsangaben der einzelnen Aufsätze versehene Liste von deren Erstdruckorten (S. 325–329) belegen überdies eine gute (und im Vergleich zu erwähntem Vorgängerband: bessere) redaktionelle Betreuung (Guy Stavridès)³.

Bereits besagte Resümees vermitteln einen ersten Eindruck von der Vielzahl der untersuchten Aspekte und Facetten, die zwar stets auf das französische Königreich im Spätmittelalter bezogen

¹ Philippe Contamine, *Jeanne d'Arc et son époque. Essais sur le XV^e siècle français*, Paris 2020.

² Philippe Contamine, *La noblesse au royaume de France, de Philippe le Bel à Louis XII. Essai de synthèse*, Paris 1997.

³ Ganz fehlerfrei geht es indes auch hier nicht ab; so wird der Titel der hier im Folgenden erwähnten Pferdestudie gleich zweimal unvollständig bzw. unkorrekt wiedergegeben (S. 281, 329).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sind, doch vergleichend auch die europäischen Dimensionen des Themas einbeziehen. Dass es sich beim Adel selbstredend um ein alteuropäisches Phänomen par excellence handelt, spiegelt sogar noch eine – übrigens selbst beim Anlegen Contaminescher Maßstäbe durch ihren exzeptionellen Quellenreichtum bestechende – Studie über »Le cheval »noble«« (S. 281–315) (der man vielleicht sogar einmal eine weitere über Jagdhunde zur Seite stellen könnte, vgl. S. 312 Anm. 141). Das gebotene Spektrum reicht u. a. von adeligen Damen zu Pferde, von deren speziellen Räumen bei Hof, über Tjoste und Turniere, Adel und Stadt, über Herolde und Wappenkönige oder die Rolle der *douze pairs de France* im Rahmen eines königszentrierten Ordnungsgefüges bis hin zur Erörterung genereller Probleme adeliger Herrschaft über Land und Leute sowie zur konkreten Ökonomie der Adelssitze und zur Rolle des »château« in den Chroniken des Jean Froissart, wobei es gerade die Lektüre Froissarts war, die Contamine nach eigenem Bekunden in frühen Jahren zu seinem Thema geführt hat (S. 11).

Hier sei auf eine Wiedergabe des Inhalts der einzelnen Studien verzichtet, zumal hierfür schon ein Blick in besagte Zusammenfassungen genügt, sondern nur auf deren Grundanliegen hingewiesen: Ungeachtet der vielbeschworenen Krise(n) des Spätmittelalters, wovon zweifellos auch der Adel in einem von Pest, Unruhen und Hundertjährigem Krieg geschlagenen Frankreich betroffen war, ungeachtet aller ökonomischen und demografischen Verwerfungen, aller politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im Kontext des Wandels der Feudalmonarchie zu einem prämodernen Königsstaat samt dem damit verbundenen Aufstieg neuer, durch Fachkompetenz qualifizierter nichtadeliger Schichten und samt der Potenz eines wirtschaftlich wohlfundierten Bürgertums, für den als Beispiel der »königliche Kaufmann« Jacques Cœur steht (S. 322), und schließlich ungeachtet der vielen individuellen Niedergänge und Unterbrüche blieb der Adel im Kern doch, was er seit jeher war: »une valeur reconnue, un »état« hautement désiré et recherché par beaucoup« (S. 249).

Denn das Ziel der Aufsteiger hieß Nobilitierung, ihr Ideal lautete »vivre noblement«: »Les nouveaux nobles, de fait comme de droit, ne sont-ils pas un hommage vivant qu'ils rendent à cette idée [de noblesse]?« (S. 324). Er war nach eigener Einschätzung »le nerf et force du royaume«, was er selbst auf den Generalständen von Tours 1484 zum Ausdruck brachte (S. 318) – ehrgeizig und vom Vorrang durch Geburt überzeugt, der sich durch entsprechende Positionen in Militär, Kirche und bei Hofe manifestierte. Selbst im Kleinen und Kleinsten – wer, bis auf wenige Spezialisten, kennt etwa jenen »Merlin de Cordebeuf et son traité sur les chevaliers errants« aus dem 15. Jahrhundert? (S. 239–247) – spiegeln die Aufsätze in beeindruckender Anschaulichkeit jene geschichtsmächtige Potenz des Adels, die Frankreich und Europa bis 1789 prägen sollte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Philippe Cordez, Treasure, Memory, Nature. Church Objects in the Middle Ages, London/Turnhout (Harvey Miller) 2020, 276 p., 75 ill. (Studies in Medieval and Early Renaissance Art History), ISBN 978-1-912554-61-4, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Florian Meunier, Paris

Quel sujet plus riche et varié que le trésor médiéval, mais aussi plus complexe à traiter dans son ensemble? Dans une version en anglais de l'ouvrage tiré de sa thèse de doctorat (édité en allemand en 2015 et en français en 2016 sous le titre »Trésor, mémoire, merveilles. Les objets des églises au Moyen Âge«), Philippe Cordez, directeur adjoint du Centre allemand d'histoire de l'art (DFK Paris), offre un livre très réussi, relié au format in-4°. Il précise dans ses remerciements le changement du troisième mot du titre anglais, »Nature« ayant remplacé »Wunder« et »merveilles« des versions en allemand et français, en lien avec la troisième partie de l'ouvrage.

Comme le souligne Herbert L. Kessler dans la préface de cette édition, l'ouvrage considère dans leur ensemble les relations entre églises et objets de trésors médiévaux à partir de l'Antiquité. Cette vision à l'échelle européenne complète et renouvelle la tradition française du service des Monuments historiques qui depuis Jean Taralon, et plus récemment avec l'ouvrage »Trésors des cathédrales« de 2018, met en valeur l'histoire des différents trésors et celle de la conservation des objets au cours des âges.

Dans le premier chapitre, »The Imaginary of Treasure«, les origines des trésors sont retracées depuis les temps paléochrétiens, en passant par le testament de Charlemagne qui avait prévu de réserver vingt coffres de ses biens les plus précieux aux archevêchés de son empire. La question des recettes des indulgences examinée en fin de chapitre en appelle sans doute une autre: ne retrouve-t-on pas aussi le salut par les œuvres dans l'accumulation des dons des fidèles dans les trésors d'églises de pèlerinage par l'intermédiaire d'objets de piété, que leur valeur soit faible ou insigne et dont le symbole à l'époque moderne pourrait être le chapelet et le rosaire en différents matériaux¹.

Intitulé »Memory and Histories«, le second chapitre montre comment les souvenirs accumulés dans un trésor permettent de dresser le portrait historique de l'institution. On pourrait suggérer de rappeler une évidence avant d'apprécier la démonstration: la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Sujet à propos duquel on peut signaler le livre récent de: Philippe Malgouyres, Au fil des perles, la prière comptée. Chapelets et couronnes de prières dans l'Occident chrétien. Préface de Jean-Claude Schmitt, Paris 2017.

memoria des institutions religieuses était avant tout fondée sur les écrits et les archives, en particulier sur les obituaires et les calendriers de célébrations liturgiques, avant d'être incarnée dans des objets.

Ce chapitre est l'occasion pour l'auteur de pointer l'importance des inventaires et étiquettes de reliques, notamment dans le cas prestigieux d'Aix-la-Chapelle dont les inventaires conservés renvoient au noyau constitué par Charlemagne. On suit les moines et archivistes du Moyen Âge dans leur lecture des anciennes étiquettes de reliques avant d'admirer les rares inscriptions monumentales conservées de dédicaces d'autels qui mentionnent la présence de reliques à l'intérieur de ceux-ci, comme sur le pilier de Prüfening en Bavière (XII^e siècle), exemple aussi beau que saisissant avec son alternance de lignes d'argile de couleur rouge-brique et blanche, ou encore dans l'abbatiale cistercienne de Veruela en Aragon (XIII^e siècle).

Le passage sur les constructions mémorielles s'attache ensuite à l'un des objets les plus importants de Lotharingie: le bâton de saint Pierre. Son histoire commence à Metz, évêché privilégié de la dynastie carolingienne, puis passe par Cologne en 953 et pour partie à Trèves vers 980, date de réalisation de l'un des plus beaux reliquaires en émaux cloisonnés sur or (aujourd'hui à Limbourg-sur-la-Lahn). L'auteur met en évidence les contradictions des récits et les enjeux de chacun des trois évêchés lotharingiens.

Après un passage sur la relique du prépuce du Christ de Charroux (X^e-XIII^e siècle), le chapitre se clôt par un focus, original et d'autant plus appréciable, sur les pièces de jeux d'échecs conservées dans les trésors et composant un «Imaginary of Power», qu'il s'agisse des vingt-sept pièces d'échecs de calcédoine de forme géométrique islamique remployées dans l'ambon d'Aix-la-Chapelle, des pièces de cristal de roche venues enrichir les trésors de cathédrales de l'Empire comme Hildesheim, Münster et Osnabrück, ou encore des jeux d'échecs en ivoire. La matière précieuse du jeu d'échecs est illustrée par l'exemple insolite de l'échiquier lui-même, en jaspe et enluminures sous cristal de roche, qui devint reliure précieuse à Saint-Blaise de Brunswick en 1339 (trésor des Guelfes aujourd'hui au Kunstgewerbemuseum de Berlin).

La troisième et dernière partie, «Marvels and Nature», concerne les *naturalia*. Dans de nombreux musées, on a souvent tendance à placer les minéraux et les fossiles en premier dans l'ordre de création, avant les productions de l'artisanat et de l'art. Ici c'est l'intérêt marqué des princes pour ce type de curiosité qui justifie de placer les merveilles de la nature en dernier et ce n'est pas un hasard si Samuel Quiccheberg fut le premier à proposer la classification de *naturalia* en 1565 comme l'une des catégories de classement intellectuel des collections, en pensant probablement à celles du duc de Bavière.

Mais l'auteur montre qu'en remontant au XII^e siècle, on trouve la notion médiévale de *mirabilia*, les merveilles de la nature, qui

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83601](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83601)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

connaît un certain succès en littérature. On peut être surpris de constater que non seulement les cornes d'animaux mais également les œufs d'autruche étaient présents dans les trésors d'églises. Certains étaient même suspendus près de l'autel comme cela semble être le cas pour ces deux types d'objets à la cathédrale de Bayeux. Noix de coco (appelées noix d'Inde au Moyen Âge et attestées au trésor d'Angers avant 1255) et œufs d'autruche servaient de reliquaires dont le bel exemple d'Halberstadt, surmonté d'un pinacle gothique d'orfèvrerie, sert de couverture à l'ouvrage.

Les dents de narval prises pour des cornes de licorne, les »ongles de griffon« qui ont donné lieu aux plus élégants objets de trésor du Moyen Âge, ainsi que les découvertes »d'os de géants« (issus d'animaux préhistoriques) se mêlent durant la fin du Moyen Âge et surtout au XVI^e siècle aux crocodiles de Guinée et caïmans rapportés d'Amérique.

Comme dans les versions en allemand et en français, cet ouvrage se distingue par sa maîtrise remarquable et son esprit de synthèse à partir de l'interprétation précise de chacun des dossiers étudiés. Les photographies en pleine page complètent et renforcent le propos. On y distingue chaque détail des objets comme sur les inscriptions des églises (fig. 15 à 17.4) mais aussi celles des objets de petite taille (fig. 24–26). Les lectrices et les lecteurs qui connaissent la version allemande ou française prendront un grand plaisir à relire »Treasury, Memory, Nature« dans sa nouvelle mise en page avec sa bibliographie et ses notes complètes; les autres lectrices et lecteurs pourront, quant à eux, découvrir le propos de ce qui s'impose comme l'ouvrage de référence sur les rapports entre objets précieux et mémoire.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83601](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83601)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olivier Delouis, Maria Mossakowska-Gaubert, Annick Peters-Custot (dir.), Les mobilités monastiques en Orient et en Occident de l'Antiquité tardive au Moyen Âge (IV^e–XV^e siècle), Rome (École française de Rome) 2019, 580 p., nombr. ill., cartes, plans, fac-sim. (Collection de l'École française de Rome, 558), ISBN 978-2-7283-1388-4, EUR 49,00.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83602](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83602)

Seite | page 1

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Isabelle Cochelin, Toronto

This volume is the result of two conferences held in Rome and Vienne (France) in 2014 and 2016, respectively. It is also the third volume of a research program concerning the daily life of monks and nuns in the East and West, from the 4th century onward¹. There are slight differences between the first two and the third: most importantly, while the former stopped around the 10th century, the latter extends to the fifteenth, and Annick Peters-Custot joined Olivier Delouis and Maria Mossakowska-Gaubert as co-editor. Like the preceding volumes, one of its greatest accomplishments is the bringing together of archaeologists and historians to discuss one topic in relation to both Eastern and Western monasticism (see especially the significant points made in the conclusion written by the three co-editors, p. 553–557), with more attention devoted this time to the West, especially Italy and the later Middle Ages. The articles (written in French, Italian, English, and German with summaries in two languages, always including English) are of an overall high caliber, with varying lengths; some are even small treatises on a given issue, such as the article by Claire Fauchon-Claudon on the monastic gate-keeper and the circulation of monks in the 5th- and 6th-century East (Egypt excluded).

The topic of this volume is monastic mobility. The goal was not to look at the movement of monks from a normative point of view, as something forbidden and combatted, as was too often done in the past, but rather as a very common phenomenon, »presque banal« (introduction by Delouis, Mossakowska-Gaubert and Peters-Custot, p. 2). Normative sources are still considered by some authors but in relation to other primary sources, as done for example by Florence Jullien, on the survival of the miaphysites in 6th- and 7th-century Syria, and Élisabeth Lusset, on the runaway religious visiting the Curia to obtain pardon in the 15th and early 16th century.

¹ Olivier Delouis, Maria Mossakowska-Gaubert (éd.), *La vie quotidienne des moines en Orient et en Occident (IV^e–X^e siècle). Vol. I. L'état des sources*, Le Caire, Athènes 2015 (Bibliothèque d'étude, 163); id. (éd.), *La vie quotidienne des moines en Orient et en Occident IV^e–X^e siècle. Vol. 2. Questions transversales*, Le Caire, Athènes 2019 (Bibliothèque d'étude, 170).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Monasticism was born and developed through movement as was well illustrated by Daniel Caner's famous »Wandering, Begging Monks«². It would be a mistake to imagine that this movement stopped with the increasing monastic regulations of the 6th century both in the East and in the West. Even though the focus of the two conferences had been precisely the exploration of the apparent paradox between the expected monastic *stabilitas loci* and the reality of monks' mobility (conclusion, p. 353), the three co-editors explain in their introduction that monastic mobility should not be considered a »paradox« (p. 4). Rather, any monk's travel can be seen either negatively or positively, a *vagatio* or a *peregrinatio* (introduction, p. 7). The history of the eastern and western fluctuation in how monastic travel was viewed and the study of the wide variety of causes for and modes of travel, as well as destinations, makes this volume a great read.

Movement is interpreted in a broad sense, being taken to include the exchange of letters (Alain Delattre on the epistolary dossier of the monk Frange in Egypt in the early 8th century) and of texts (Jean-Baptiste Renault on the circulation of monks and texts between St Victor of Marseille and its dependencies in the 11th and 12th centuries), or the under-studied translations of Latin *vitae* to Greek (Anna Lampadaridi). It would have been useful, however, to see more discussions between the authors to highlight better recurrent themes, such as the correlation between an increase in monks' travel for valid reasons and the multiplication of regulations to limit monastic mobility. This can be observed especially in the West by the later Middle Ages with monks going to university or moving between the houses of their order.

It is also striking how little space is devoted to female monasticism; the two exceptions in twenty-three articles are the discussions by Katerina Nikolaou of »Women's journeys in the middle of the Byzantine era« and Francesco Panarelli's complex discussion of the reconfiguration of the penitent nuns of Accon after their migration to Southern Italy. Moreover, servants and lay brothers are rarely mentioned even though one cannot help but wonder if they were the ones in motion rather than the monks, for example in the transhumance in the Pyrenees between the 5th and the 9th centuries (Jordina Sales-Carbonnell and Martha Sancho i Planas) or the maneuvering of boats to and from the arid but holy island of Patmos from the 11th to the 13th century (Maria Gerolymatou, but see p. 227–228).

The book is structured around five main themes: mobility linked with monastic institutions, material contingencies, devotions, cultural networks, and territories. This said, some articles could have been placed in another category, so it is important to read the summaries at the end of the volume if you are interested in a



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Daniel Caner, *Wandering, Begging Monks. Spiritual Authority and the Promotion of Monasticism in Late Antiquity*, Berkeley, CA 2002 (The Transformation of the Classical Heritage).

specific theme. The first section discusses monastic motion from an institutional point of view, such as the gathering of thousands of monks (and nuns?) in Egypt in the 4th to 6th century (Mossakowska-Gaubert), abbots visiting other communities, often ones over which they exercised or wanted to exercise some power in 11th- to 13th-century Europe (Guido Cariboni), the ethnic identity of the monks from the Imperial Abbey of Farfa up to the 1500s (Andreas Rehberg), and the quite early institutionalization of monks' movement within the Vallombrosian family (Francesco Salvestrini).

The second section, which concerns more specifically the *realia* of monastic mobility, features archaeologists as well as historians specializing in the institutional and economic aspects of medieval monasticism. Mariarosaria Salerno discusses, for instance, the movements of abbots and monks of Southern Italy in order to manage the estates and commercial interests of their abbeys in the 12th and 13th centuries, touching also on transhumance.

The third and fourth sections discuss mobility in relation to devotion and cultural networks. It includes, for example, the (occasionally tongue-in-cheek) discussion of the movements of stylites in the Christian East, especially in the Vita of Symeon Stylites the Younger (Georgia Frank). These two sections contain as well the expected topics of the Irish *peregrini*, the pilgrim monks, and the monks in search of education, but they are explored from less common perspectives than the ones we are used to in monastic history: the foundations of various monasteries by Irish monks in 11th- to 13th-century Germany and Austria (Diarmuid Ó Riain); the different destinations in the Holy Land privileged by eastern monastic versus western/eastern lay pilgrims in the 8th to the 11th century (Max Ritter); the monks sent to other monastic communities for educational purposes in the broad sense of the term (including moral renewal) in 11th- and 12th-century Europe, especially in France (Micol Long); and the movement of Umiliati to universities in the 13th and 14th centuries (Pietro Silanos).

The fifth and last section is entitled »Mobility and Territories«. Particularly interesting is the discussion of monks who served as bridges between two distinct cultures through their travels, linking Monte Cassino to St Catherine's monastery on Mount Sinai around 1000 (Ariana D'Ottone-Rambach) or both sides of the Pyrenees from the 9th through the 12th century (Florian Gallon).

The perspective adopted by the authors is not exclusively monastic, and the roles played by bishops and secular leaders in the control of monks' mobility are also often discussed, for instance in Delouis and Peters-Custot's study of the pilgrimage to Rome by Byzantine monks from Greece and Southern Italy between the 8th and the 11th centuries (see especially p. 311–316). For scholars, this rich volume will be key in contextualizing the unceasing and ever-changing mobility of monks.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83602](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83602)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Charlotte Denoël, Francesco Siri (dir.), France et Angleterre: manuscrits médiévaux entre 700 et 1200, Turnhout (Brepols) 2020, 448 p., 10 ill. en n/b, 101 ill. en coul., 22 tabl. (Bibliologia 57), ISBN 978-2-503-58772-1, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Angela Cossu, Rome

Cet ouvrage collectif rassemble les actes du colloque international de clôture du programme »France-Angleterre, 700–1200: manuscrits médiévaux de la Bibliothèque nationale de France et de la British Library«, organisé par la Bibliothèque nationale de France du 21 au 23 novembre 2018.

Grâce au soutien de la Fondation Polonsky, le programme a uni la Bibliothèque nationale de France (BnF) et la British Library (BL) de 2016 à 2018, dans un effort inédit de numérisation et de valorisation de 800 manuscrits médiévaux conservés dans les deux institutions. L'objectif, pleinement atteint, était de mettre en lumière les échanges culturels et artistiques entre les deux pays dans la fourchette temporelle prévue, à travers l'étude des vecteurs de ces échanges: les livres manuscrits au prisme de leur matérialité, de leur contenu, de leur histoire et donc des hommes qui les ont maniés (et parfois transportés).

Pour ce faire, il était essentiel de rendre accessible un corpus ample, choisi pour son importance dans l'histoire des relations franco-anglaises. Les deux institutions se sont alors chacune dotées d'un portail: le premier, »France-Angleterre, 700–1200: manuscrits médiévaux«, géré par la BnF, donne accès aux 800 manuscrits numérisés, à leurs nouvelles descriptions scientifiques et aux métadonnées associées, permettant un niveau de visualisation et d'interopérabilité de très bonne qualité (protocole IIIF) et garantissant aussi la comparaison de plusieurs livres, à travers le visualiseur Mirador; le deuxième, »Medieval England and France, 700–1200«, développé par la BL, permet un accès aux données ayant une vocation plus pédagogique.

Le colloque de 2018 a été l'occasion non seulement de lancer les deux portails susmentionnés, mais aussi de les tester. Comme le soulignent les éditeurs scientifiques du volume Charlotte Denoël et Francesco Siri dans leur introduction (p. 15–20), les études issues de l'exploration de la bibliothèque virtuelle offrent un exemple concret de ce que l'on peut faire grâce à une perspective comparatiste.

Les contributions sont présentées selon trois grandes axes, qui correspondent à autant d'approches de recherche: l'histoire de l'art, au prisme des traditions visuelles qui se développent dans les deux pays, s'influençant mutuellement (p. 23–106); les acteurs qui



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ont permis les échanges matériels des livres, dans une perspective d'histoire politique, religieuse ou, en général, intellectuelle (p. 109–251); l'histoire des textes, et donc celle de la transmission des savoirs (p. 254–412).

Comme il n'est pas possible d'analyser chaque contribution dans le détail pour des raisons d'espace, je me contenterai d'en donner un résumé très rapide, qui ne pourra malheureusement pas rendre compte de leur haute qualité scientifique; je souligne déjà que la démarche comparatiste annoncée dans l'introduction est appliquée avec efficacité et apporte des résultats transversaux, quel que soit l'axe pris en compte.

Dans la section d'histoire de l'art, l'observation des manuscrits numérisés dans le cadre du programme confirme des liens connus (Elizabeth Morrison, p. 49–74 sur les bestiaires médiévaux à partir du XII^e siècle), en réfute d'autres (Anne-Orange Poilpré, p. 23–37 sur les Évangiles tardo-antiques illustrés arrivés en Angleterre avec saint Augustin, et Fabrizio Crivello, p. 39–47, sur l'enluminure des Sacramentaires de Sens), ou permet d'en repérer de nouveaux (Hanna Vorholt, p. 75–106, pour le rapport entre réglure et composition de cartes et diagrammes dans des manuscrits franco-anglais du XII^e siècle).

La section suivante est ouverte par Stéphane Lecouteux (p. 109–152), qui illustre, notamment à l'aide de nombreuses cartes, les mouvements d'hommes et livres entre les deux côtés de la Manche, formant un réseau spirituel. Richard Gameson (p. 191–211) aborde la même perspective de réseau au prisme de l'histoire des bibliothèques, à partir d'une image d'Augustin de Cantorbéry du manuscrit Paris, BnF, latin 2288 (Flandres, deuxième moitié du XII^e siècle).

On passe aux véritables acteurs des échanges avec la contribution de Benjamin Pohl (p. 153–189), qui identifie l'anonymus Beccensis, auteur/copiste du recueil de textes de Paris, BnF, latin 2342 (mi-XII^e siècle), comme étant le moine du Bec Maurice, élève d'Anselme de Cantorbéry; les modalités de représentation et de transfert du pouvoir politique sont au cœur des articles de Laura Cleaver (p. 213–231) et Emily A. Winkler (p. 233–251), qui s'attachent à l'œuvre historiographique de Ralph de Diceto et à l'«*Historia rerum Anglorum*» de William of Newburgh.

La troisième section est consacrée à l'histoire des textes. Laura Light (p. 255–280) présente le cas de la bible du XII^e siècle de Foigny (Paris, BnF, latin 15177–15180), en la comparant aux bibles des abbayes de Floreffe et du Parc; Laura Albiero (p. 281–289) s'occupe de calendriers liturgiques et Lucile Tràn-Duc (p. 291–303) du légendier Paris, BnF, latin 5362 (Fécamp, XI^e–XII^e siècle), les deux contributions montrant des interférences liturgiques et culturelles inédites entre le Nord de la France et l'Angleterre. C'est le signe que les liens historiques établis entre des centres monastiques géographiquement distants passent bien par les textes qu'ils échangeaient.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83603](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83603)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Cela vaut aussi pour les livres utilisés dans l'apprentissage de la langue latine. Ainsi, Frédéric Duplessis (p. 305–332) montre comment les scholies aux »Satires« de Juvénal, élaborées à l'école d'Auxerre au IX^e siècle, se diffusent précocement dans des manuscrits anglais, circulant déjà vers la première moitié du X^e siècle; Franck Cinato (p. 331–361) étudie le cas spécifique des signes de construction syntaxique: malgré la fluidité de transmissions d'annotations pareilles, on peut relever des systèmes concourants entre Angleterre et France, qui finissent pour se conformer dans le temps. La science fait l'objet des dernières contributions, à travers la plume de Monica H. Green (p. 363–388), qui explore la médecine entre France et Angleterre au XII^e siècle, et de Laure Miolo (p. 389–412), qui s'occupe de la »Scientia stellarum«.

Il faut ici faire une remarque qui vaut pour l'ensemble du volume: les nombreuses illustrations associées aux articles, majoritairement en couleurs et issues de la campagne de numérisation du programme, sont d'une qualité impressionnante, ce qui rend la lecture encore plus agréable. Une liste de ces illustrations est fournie aux pages 8–12, où l'on repère les signatures des sources manuscrites. Les manuscrits font aussi l'objet d'un index dédié, aux pages 415–423, auxquels s'ajoutent des index des noms de personnes (p. 424–432), des noms d'auteurs (p. 433–442) et des noms des lieux (p. 443–447).

Pour conclure, toutes les contributions du volume montrent très clairement la façon dont les auteurs ont pu bénéficier des résultats du programme. Les numérisations en très haute définition et la possibilité de comparaison avec d'autres livres ont permis non seulement des avancées sensibles dans l'étude de problématiques déjà connues, mais ont aussi attiré l'attention sur des manuscrits jusqu'à présent négligés. On peut s'attendre à beaucoup d'autres découvertes dans le futur. Le volume confirme la vocation du programme »France-Angleterre, 700–1200« d'être une sorte de pont idéal entre deux bibliothèques et deux pays, qui sont ainsi scientifiquement encore plus proches.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83603](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83603)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Irène Dietrich-Strobbe, La Charité à Lille à la fin du Moyen Âge. Sauver les riches. Préface d'Élisabeth Crouzet-Pavan, Paris (Classiques Garnier) 2020, 605 p., 14 fig. (Bibliothèque d'histoire médiévale, 24), ISBN 978-2-406-09405-0, EUR 59,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gisela Naegle, Gießen/Paris

Die Monografie präsentiert Ergebnisse einer 2016 an den Universitäten Sorbonne Université und Gent abgeschlossenen Dissertation und wird durch Élisabeth Crouzet-Pavan und Marc Boone kurz vorgestellt. Auf die Einleitung der Autorin, Irène Dietrich-Strobbe, folgen sechs durch eine Zusammenfassung abgeschlossene Kapitel und eine Gesamtbilanz. Als Überschriften dienen durch Untertitel erläuterte Zitate wie z. B. »Plus receu que payé. L'inégale richesse des institutions charitables«; »Pour Dieu en aumosnes et à la requeste d'aucuns noz especiaux serviteurs. Patronage et courtage dans les institutions charitables lilloises«; »Si ce de nostre grace et convenable remede n'estoit. Pouvoirs et institutions charitables, une histoire heurtée«.

Diese Titelgebung fordert dazu auf, genauer hinzuschauen – ebenso wie der Untertitel des Buches, »Sauver les riches« (»die Reichen retten«). Die Autorin provoziert mitunter gezielt, um althergebrachte Klischees effektiver infrage zu stellen. Auch in Lille richteten sich Fürsorgemaßnahmen natürlich an Bedürftige – aber sie dienten auch der Seelenheil der Reichen, ihrer Rettung im jüngsten Gericht und der Memoria, dem sozialen Ansehen, der Statussicherung oder Aufstiegsambitionen der Stifter und der Sicherung des sozialen Friedens.

Bezüglich des letzten Punktes gilt Lille traditionell als Ausnahme. In Gent, Brügge, Antwerpen und weiteren Städten der Grafschaft Flandern kam es durchschnittlich alle sieben Jahre zu Revolten, Aufständen oder sozialen Unruhen. In Lille gab es keine revolutionäre Tradition. Marc Boone zufolge wird es üblicherweise als »havre de paix sociale et politique« beschrieben (S. 13). Diesen Aspekt greift Irène Dietrich-Strobbe in ihrer Einleitung auf: Im Gegensatz zum übrigen Flandern sei für das Mittelalter das ruhige, den burgundischen Herzögen treue Lille in der Forschung nur auf relativ geringes Interesse gestoßen.

Dennoch handelt es sich um einen äußerst interessanten Fall: als französischsprachige Stadt in Flandern in strategisch wichtiger Lage zwischen dem Königreich Frankreich und dem niederländischen Sprachraum, als Sitz bedeutender Institutionen wie der herzoglichen Chambre des comptes, als oft besuchte Residenz, als Stadt in der Diözese Tournai, die von den Grafen von Flandern, den französischen Königen und den Herzögen von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Burgund aus den Häusern Valois und Habsburg regiert wurde (S. 41).

Nach Ansicht der Forschung trugen die komplizierte politische Situation Lilles und die Tatsache, dass dort die Stadtregierung (*magistrat*) seit 1235 alljährlich nicht gewählt, sondern vom Grafen von Flandern eingesetzt wurde, sowie die auf mehreren Sektoren beruhende wirtschaftliche Stärke zu der beschriebenen Ruhe bei. Das Buch verfolgt das Ziel, die Stichhaltigkeit solcher Erklärungen und weiterer Thesen zu überprüfen (wie der als Leitmotiv der französischen Forschung bezeichneten *municipalisation* [Kommunalisierung] und *laïcisation* [Laizisierung, »Verweltlichung«] der Hospitäler bzw. die Tendenz der älteren, frankreichzentrierten Forschung, diese Entwicklungen und Zentralisierungsbestrebungen als »Fortschritt« zu deuten, S. 27). Der chronologische Rahmen reicht von 1237, dem Jahr der Gründung des Hospitals Notre-Dame durch Johanna von Konstantinopel, Gräfin von Flandern, bis 1520, als Kaiser Karl V. entschied, die Fürsorgeeinrichtungen der Pfarrgemeinden zu zentralisieren und unter die Aufsicht des *échevinage* zu stellen.

Die Einleitung vermittelt einen Überblick über den Forschungsstand und die Hospitallandschaft von Lille: Das nach seiner Gründerin auch als »hôpital Comtesse« bezeichnete Hospital Notre-Dame war, mit ca. 30 Betten, die bedeutendste Einrichtung. Am Ende des 13. Jahrhunderts verfügte Lille über sieben auf der Ebene der Pfarrgemeinden organisierte Einrichtungen der Armenfürsorge und, am Anfang des 16. Jahrhunderts, bei einer hohen Schätzungen zufolge ca. 25 000 Einwohner zählenden Bevölkerung über 16 Hospitäler (S. 34–35, 190). Als Quellengrundlage der Studie dient umfangreiches Archivmaterial: der ausgedehnte Bestand des Hôpital Comtesse (mit seit 1467 überlieferten Konten als Ausgangspunkt der Untersuchung), Konten weiterer Hospitäler und Stiftungen, Urkunden, Prozesse, Verordnungen, Quellen aus der Überlieferung des Kapitels Saint-Pierre, Testamente, ikonografische Quellen usw.

Das erste Kapitel stellt die Frage nach der Auswahl und den Typen von Bedürftigen, deren Definition und diesbezüglichen Verfahren. Dabei konnte schon die Regelung des Zugangs zur Stadt durch bewachte Tore eine Rolle spielen. Das zweite Kapitel widmet sich dem Zusammenhang zwischen Armenfürsorge und Memoria der Stifter (u. a. Ikonografie, epigrafische Zeugnisse, Glocken). Das dritte Kapitel untersucht den sehr ungleich verteilten Reichtum der Institutionen und ihre wirtschaftlichen Aktivitäten in Stadt und Umland (Grundbesitz, Verpachtung, Getreideproduktion und -handel, Mühlen, Fischereirechte etc.). Dabei spielte der Umfang der Ausstattung durch die jeweiligen Stifter eine wichtige Rolle. Die jährlichen Konten schlossen mit der Formel *plus receu que payé*. Es galt, Defizite zu vermeiden (oder es zumindest so darzustellen) und zur dauerhaften Unterhaltssicherung möglichst Gewinne zu erzielen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83618](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83618)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Autorin spricht deshalb von »véritables entreprises de charité« (S. 261). Die Anzahl der von den Hospitälern vermieteten Häuser vermittelt einen Eindruck von Unterschieden: 1467–1517 besaß das Hôpital Comtesse in Lille bis zu 63 zu Wohnzwecken vermietete Objekte, das Hospital Saint-Julien nie mehr als zehn und das nach seinem Gründer Jean Gantois, einem Bürger der Stadt, benannte Hôpital Gantois nur ein einziges, dessen Sohn überlassenes Haus (S. 258f.). Anders als in Italien beteiligten sich die Hospitäler nicht am Kreditmarkt, ihre Haupteinkünfte stammten aus Grundbesitz. Das vierte Kapitel vertieft wirtschaftliche Aspekte (Rolle als Arbeitgeber, Bautätigkeit, Beteiligung am Markt, Beitrag zur städtischen Versorgungssicherung, Vorratshaltung, Konsum von Nahrungsmitteln, Textilien, Kleidung, Schuhen, Kunstgegenständen wie Reliquiaren, Büchern, vorhandene Abgabenbefreiungen etc.).

Die letzten beiden Kapitel beziehen politische Aspekte ein: Patronage und Courtage/Maklerdienste (Begriffsdefinitionen S. 339f.), Analyse von familiären und sozialen Netzwerken (z. B. Patriziat, Fürstendiener, Amtsträger von gräflichen/herzoglichen Institutionen, besonders der *Chambre des comptes*). Im Mittelpunkt stehen die Verwalter der karitativen Institutionen, ihre familiären und beruflichen Verflechtungen, Karrierewege, möglicher Nepotismus bei der Vergabe von Hospitalämtern und -plätzen, geistliche Kompetenzkonflikte (z. B. zwischen Hospitalkapellen und Pfarrkirchen), die Herkunft von Hospitalstiftern/-stifterinnen (z. B. der als »hospitaux dynastiques« bezeichneten stadtbürgerlichen Stiftungen von Jean Gantois und Phane Denise, die deren Familien eine besondere Rolle einräumten); Versorgung illegitimer Söhne mit Geldeinehmerposten, Rolle verschiedener Schichten (Patriziat, *notabilité*). Anders als in den benachbarten Städten traten in Lille Handwerkskorporationen nicht als Hospitalträger auf.

Das letzte Kapitel analysiert die Beziehungen der karitativen Einrichtungen zur Macht und stellt Folgen der komplizierten politischen Lage und von Machtwechseln vor. Besonders am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts konnten die Herzöge erheblich von Hospitälern und Eingriffen in die Verwaltung der Armenfürsorge profitieren. Obwohl sie eine entscheidende Kontrolle ausübten, wahrten sie der Verfasserin zufolge dennoch eine »juste distance«, um nicht allzu sehr in innerstädtische Konflikte hineingezogen zu werden. In ihrem Vorwort bringt Élisabeth Crouzet-Pavan diese Entwicklungen sehr treffend auf den Punkt: Die fortschreitende Laizisierung der Armen- und Krankenfürsorge Lilles entspreche durchaus allgemeinen Entwicklungslinien, sei aber auch atypisch: »atypique parce qu'opéra dans ce milieu une ›ducalisation‹, pour reprendre le terme forgé par la chercheuse, et non une municipalisation« (S. 23).

Alles in allem handelt es sich um ein hochinteressantes Buch, das einen äußerst wichtigen und innovativen Beitrag zur Erforschung städtischer mittelalterlicher Armen- und Krankenfürsorge und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

deren Methodik bietet. Besonders hervorzuheben ist die fruchtbare Kombination französischer und belgischer Forschungstraditionen und die Auswertung mehrsprachiger Quellen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83618](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83618)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Anne J. Duggan, Popes, Bishops, and the Progress of Canon Law, c. 1120–1234, Turnhout (Brepols) 2020, 506 p., 2 b/w ill., 14 b/w tabl. (Brepols Collected Essays in European Culture, 6), ISBN 978-2-503-58547-5, EUR 135,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stephan Dusil, Tübingen

From the perspective of legal history, the evolution of law into a learned discipline in the 12th century marks a dividing line between the First and the Second Middle Ages. The »rediscovery« of Roman law and its teaching first in Bologna, later all over Europe, and the creation of the »Decretum« by a shadowy figure called Gratian, sparked lively discussions among scholars on a wide array of legal questions. In his »Decretum«, Gratian collected conciliar decisions and papal decretals, among other material. As more people availed themselves to courts of law, the popes increasingly dealt with legal matters, decided legal cases, and answered juridical questions; briefly: they produced decretals. These decretals were collected in numerous local and regional collections, some even reached later collections with a much wider influence, such as the so called »compilationes antiquae« in which the »Compilatio prima« by Bernard of Pavia can be found. Again, some decades later, Raymond of Penyafort, arranged these more recent decretals in his officially published »Liber Extra«, also known as »Decretales Gregorii IX« (1234). This compilation put an end to any private efforts to master the bulk of papal decisions and to align them.

Who was the driving force behind the sky-rocking number of decretals in the second half of the 12th century? Some scholars presume that the rise in papal power goes hand-in-hand with the number of decretals – a powerful pope displayed his influence in decretals, steering the Church by means of law. As some have argued, a »papal monarchy« evolved. Anne Duggan puts a different interpretation forward. She reassesses the older dichotomy of centre (pope) and periphery (bishops) and proposes a different model, namely a dialogue between popes and bishops rather than a papal monologue. According to her, the popes reacted to the multitude of legal questions which bishops, clerics, monks and nuns, and even the inhabitants of distant places in the north addressed to them.

Their answers were first locally conserved, stored in local or regional collections; they then gained authority and were received by wider spread collections or even the »Liber Extra«, which universities adopted. Or, to put it in other words: decretals needed to stand the local test before they became object of academic discussions. Her model is, biochemically inspired, one of a double helix: the papal *curia* forms one strand, the bishops the other,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and the canonists constitute the backbones linking both helices together (p. 282–283).

Duggan sharpened her model in a multitude of articles, some of which are presented in this bulky and opulently presented volume. All articles are quite recent (the oldest dates to 2003) and shed light on different aspects of the evolution of canon law, on »old« and »new« in the 12th century. The articles elaborate on »Innocent II and the Advances of the Learned Laws« (ch. 1), the contribution of Eugenius III (ch. 2) and Adrian IV (ch. 3) to canon law, and especially the influence that exercised Alexander III (ch. 4–9). The final essays focus on pope Celestine III (ch. 10) and the contribution of episcopal consultations to shaping canon law (ch. 11–14). They are all tied together by a fine introduction by Travis Baker, who edited this volume.

The volume offers a coherent collection of thematically fitting articles that explore Duggan's main hypothesis from different angles. The new setting of the articles, its appealing layout, the index covering all articles, and a bibliography make this collection of older essays a new book which is more than its older components (and which is, indeed, much more than a mere reprint of seminal articles offered by other publishers). The drawback, however, is that the old pagination dropped out and corrections were made silently [p. 9] which hamper the use of this book when older references are at hand. Nonetheless, Duggan's collection offers a refreshing view on canon law in the 12th century, on popes, bishops, and canon lawyers.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83604](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83604)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Caspar Ehlers, Holger Grewe (Hg.), Mittelalterliche Paläste und die Reisewege der Kaiser. Neue Entdeckungen in den Orten der Macht an Rhein und Main, Oppenheim (Nünnerich-Asmus Verlag & Media) 2020, 184 S., 118 ill., ISBN 978-3-96176-134-0, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Joseph P. Huffman, Mechanicsburg, PA

This finely produced volume is the first fruit of a long-term collaboration begun between the archaeological research center Die Forschungsstelle Kaiserpfalz in Ingelheim am Rhein (Holger Grewe, director) and the legal history research center Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte und Rechtstheorie in Frankfurt am Main (Caspar Ehlers, senior research fellow). The project entails an interdisciplinary study (i. e. archaeology, art/architectural history, history) of the Rhine-Main region as a cultural landscape where diverse cultural groups (Romans and Franks, Christians and non-Christians) encountered one another and eventually integrated their cultures during late antiquity and the early Middle Ages. Though the connection between this project and the specific subject of imperial travel routes and palace residences is never explicitly made, the archaeological sites of said palaces appear to have been a convenient locus for archaeologists, art/architectural historians, and historians to begin their expansive project.

There have been significant advances over the past two decades in archaeological research on medieval imperial palaces, which were showcased in twin exhibits: one at the Landesmuseum Mainz entitled »Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa« (9 September 2020–13 June 2021), and the other at the Archäologische Zone Kaiserpfalz in Ingelheim am Rhein entitled »Säulen der Macht. Mittelalterliche Paläste und die Reisewege der Kaiser« (9 September 2020–18 April 2021). As the latter exhibit was funded by the city of Ingelheim, its exhibit page cannot help but conclude that »die Ingelheimer Pfalz war zwar bestimmt die prächtigste, aber eben nicht die einzige Pfalz in unserer Region«. We shall appreciate the civic pride of Ingelheim's magistrates, because it moved them to fund not only the exhibition but also the publication of this sumptuous volume.

The volume also represents an important collaboration between public and academic researchers. Holger Grewe and his staff of six *Wissenschaftliche Mitarbeiter* and *Mitarbeiterinnen* comprise the public archaeologists and art/architectural historians¹.

¹ Barbara Gaertner (art historian and archaeologist); Maytilda Gierszewska-Noszczyńska (medieval archaeologist and GIS specialist);



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Caspar Ehlers brings his own expertise as a research historian on medieval imperial palaces, along with professional ties to other research scholars who also have adjunct professor appointments in academic history². These adjunct appointments, and their troubling gender disparity compared with the *Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen* appointments, indicate both the sad paucity of full-time, tenured professorships available for archaeologists and art/architectural historians at German universities as well as the doubly difficult path to them which still restricts representation by professional women.

Caspar Ehlers, as the only history PhD in the volume's working group, does the heavy lifting in the introduction and two excellent opening articles, which comprise Part One. The first articulates the significance of the locations and functions of imperial *Pfalzen* in the Rhine-Main region from Carolingian through Staufener eras given the ambulatory nature of medieval German kingship. The second then sets the table for later studies of particular Rhine-Main palaces by establishing the locations and uses of the many *Reisewege* between them.

Here a persuasive case is made for the centrality of the Rhine-Main region as the essential hub for monarchs seeking to project their power throughout the vast reaches of their German kingdom. In Ehlers' Part One material the reader finds distilled the core insights of his career studying the imperial palaces of medieval Germany. Indeed, much of these introductory chapters come from his earlier work as editor of several volumes of historical and archaeological *Pfalzenforschung*, which had even preceded himself at the Max-Planck Institut für europäische Rechtsgeschichte und Rechtstheorie³. He provided his own initial assessment of the state

Piotr Nosszczyński (medieval archaeologist); Ramona Kaiser (archaeologist); Katharina Peisker (architect and architectural historian); Sabine Kindel (Vereinssekretärin, Mainzer Altertumsverein).

² Caspar Ehlers has held a position as Außerplanmäßiger Professor/Senior Adjunct Professor, Institut für Geschichte, Julius Maximilians-Universität Würzburg since 2012. The other public scholars with adjunct academic appointments are Dr. Sebastian Ristow (late antique and early medieval archaeologist, since 2014 Wissenschaftlicher Referent [Research Fellow], MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln and Privatdozent/Adjunct Professor, Archäologisches Institut, Universität zu Köln); Dr. Rainer Atzbach (medieval/early modern archaeologist and Privatdozent/Adjunct Professor, Department of Archaeology and Heritage Studies, Aarhus University, Denmark); Dr. Christofer Herrmann (art and architectural historian and Privatdozent/Adjunct Professor, Institute of Art History, University of Gdańsk, Poland); Dr. Katarina Papajanni (architect and architectural historian, Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten and sometime Privatdozent/Adjunct Professor).

³ Multiple editors at the Institut produced eight volumes in a longstanding research series on German royal palaces from 1963–2007: *Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung*, Göttingen 1963–2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 11, 1–8). Indeed, Ehlers himself edited the final volume as an international comparative study on the subject: id. (ed.),

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83605](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83605)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

of research on imperial palaces in a 2002 volume (of which this volume is an update)⁴, having already launched his own extensive research series on German imperial palaces in 1983, a series which still remains in production⁵. In sum, one could say that Ehlers has transformed the imperial palaces from his earlier »Orte der Herrschaft« into »Säulen der Macht« for this volume. And perhaps it may can be considered an adjunct volume to his series »Die deutschen Königspfalzen. Repertorium der Pfalzen, Königshöfe und übrigen Aufenthaltsorte der Könige im deutschen Reich des Mittelalters«.

In Part Two, seven imperial palaces enjoy a dedicated essay: two Carolingian (Ingelheim am Rhein, Frankfurt am Main) and five Staufer (Gelnhausen, Kaiserslautern, Oppenheim [which was rebuilt twice under the auspices of Rudolph of Habsburg], Seligenstadt, and Trifels bei Annweiler [this last proving to be a *Reichsburg* more than a *Pfalz*]). In comparison to Part One's historical and historiographical contextualization, Part Two's individual essays on specific imperial palaces often read more like archaeological field reports than historical analyses: dating and location of remains, different building periods, architectural descriptions, and probable explanations for the inevitable gaps in the surviving archaeological record.

This is particularly so in the essays on Ingelheim (Matylda Gierszewska-Noszczyńska, Katharina Peisker), Oppenheim (Christofer Herrmann), Trifels bei Annweiler (Barbara Gaertner, Ramona Kaiser, Sabine Kindel, Piotr Noszczyński) and Kaiserslautern (Holger Grewe), which consider the archaeological and architectural legacy of the palaces to the exclusion of what they can tell us about the historical functions and everyday life of imperial palaces as well as about their legacies for German history. Given that both Ehlers and Grewe state in the introduction that this interdisciplinary project was to be a study of the Rhine-Main cultural landscape from the Carolingian through the Staufer eras, it appears that disciplinary interests still diverged between history and archaeology/architectural history by publication time.

Places of Power – Orte der Herrschaft – Lieux du Pouvoir, Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 11, 8).

⁴ Caspar Ehlers, Pfalzenforschung heute. Eine Einführung in das Repertorium der deutschen Königspfalzen, in: id. (ed.), Orte der Herrschaft. Mittelalterliche Königspfalzen, Göttingen 2002, p. 25–53.

⁵ Id., Lutz Fenske, Thomas Zotz et al. (ed.). Die deutschen Königspfalzen. Repertorium der Pfalzen, Königshöfe und übrigen Aufenthaltsorte der Könige im deutschen Reich des Mittelalters, Göttingen 1983–2020. Band 1: Hessen (Lieferungen 1–5, 1983–2001); Band 2: Thüringen 2000; Band 3: Baden-Württemberg (Teilbände 1–2, 2004–2020); Band 4: Niedersachsen, Bremen, Hamburg, Schleswig-Holstein (Lieferungen 1–3, 1999–2001); Band 5: Bayern (Teilbände 1–3, 2016–2020); Band 6: Nordrhein-Westfalen (Teilbände 1–3, 2017); Band 7: Rheinland-Pfalz und Saarland (in planning); Band 8: Sachsen-Anhalt (in planning); Band 9: Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen (in planning).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

This being said, the essay on Trifels bei Annweiler highlights the use of exciting new technologies like LiDAR (Light Detection and Ranging, a.k.a. Airborne Laser Scan), GIS, and three-dimensional digital modelling. Sebastian Ristow's essay on Frankfurt am Main at least provided a historiographical review of the seventy-year research literature published on the oft-disputed origins of that Carolingian palace. Yet every essay that covered the aesthetic and cultural record of palace architecture and decoration always held this reader's attention. Two essays, on Gelnhausen (Katarina Papajanni), and Selingenstadt am Main (Rainer Atzbach) did cross the interdisciplinary threshold and thereby generated important insights for cultural and well as political history.

They both foregrounded the significance of these new palaces as administrative means and cultural expressions of the expansion of Staufens *terra imperii* across the Main River and into the Wetterau region. And Atzbach rightly notes how striking it was that Selingenstadt was the one palace without a defensive wall, so bold and confident was the Staufens presence in the Wetterau. Both Gelnhausen and Selingenstadt stimulated thriving markets and commercial communities which soon became *Reichsstädte* (the latter only until 1309), which suggests that some attention should have been given to the role of imperial palaces in the economic development and urbanization of their surrounding area.

Finally, this is indeed a beautifully designed and printed volume. A full 118 images appear on its 184 pages, the vast majority in bright color which provides the sort of visual learning so apropos for archaeological and architectural scholarship. Here the cultural historian and the material culture scholar can come together and dine happily. The excavation maps in the Kaiserslautern essay, however, are too small to read the textual information (they appear to have been reproduced from another source, perhaps from the exhibitions).

Any historian would be delighted to obtain such publishing features nowadays, and readers will clearly see the benefits of civic support for public history projects like this one. This volume represents an extensive effort at collaboration, from an international mix of scholars who work astride the boundaries between public and academic scholarship, to two research institutes, and one city's celebration of its own historical roots in a medieval imperial palace. Such collaboration can only be applauded, and this volume provides plenty of evidence for the positive results that can happen when we drop our trowels and manuscripts long enough to talk with one another.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ionut Epurescu-Pascovici, Human Agency in Medieval Society, 1100–1450, Woodbridge (The Boydell Press) 2021, X–304 p., ISBN 978-1-78327-576-2, GBP 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David S. Bachrach, Durham, NH

What factors drive human action? This is the fundamental question addressed by Ionut Epurescu-Pascovici, a research fellow at the University of Bucharest, in his examination of human agency in medieval society. Epurescu-Pascovici defines agency as »the capacity of human beings to affect their own life chances and those of others as well as to play a role in the formation of the social realities in which they participate« (p. 2). The main body of the volume comprises five chapters, which are book-ended by a substantial introduction and a conclusion. Epurescu-Pascovici's source material comprises what he denotes as »ego documents« through which the intentions and actions, although not necessarily the inner thoughts, of the authors can be determined through careful textual analysis. Each chapter provides one or two case studies in which Epurescu-Pascovici examines a different genre of »ego documents«, with the intention of showing the ways in which the authors either articulated their own agency or discussed ways in which others could play a role in shaping the social realities in which they participated. Despite the rather broad scope suggested by the title of the volume, Epurescu-Pascovici's geographical focus is actually much narrower, considering selected regions of the later medieval French kingdom, and the city of Florence. Similarly, the temporal range of the volume is limited largely to the 13th–15th century, with just one case study dealing with the twelfth century.

In the introduction to this study, Epurescu-Pascovici describes his purpose as historicizing the individual as a social agent, which he distinguishes from the scholarly investigation of medieval concepts of free will. Rather than conceptualizing »agency« as a strict category, he argues that this concept should be understood as a discursive field that encompasses a range of related but somewhat eclectic issues. He also acknowledges that the limited geographical scope of the study and the use of case studies do not provide a basis for wide generalizations. Instead, the volume is intended to »give a mosaic view of the possibilities for social action in the Middle Ages« (p. 7). Nevertheless, the driving thesis of the volume is that efforts by sociologists as well as some medieval and modern historians to prioritize systems and structures in their treatment of the European Middle Ages has had the effect of denying agency to individuals, and that these case studies will demonstrate that historians should, in fact, emphasize individual human decision making.

In chapter one, Epurescu-Pascovici examines two historiographical works by Galbert of Bruges and Salimbene de Adam of Parma,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

respectively, in order to show that each author emphasized human agency rather than divine intervention as the catalyst for the events they describe. In this context, the author offers a detailed and compelling discussion of the compositional history of both works, detailing inter alia both the immediate and contemporaneous nature of Galbert's depiction of the murder of Count Charles the Good of Flanders in 1127 and his subsequent reworking of the text in a later format to describe the supposed martyrdom of the count at the hands of his political enemies.

The second chapter focuses on the cartulary of the lords of Picquigny, a region located near Amiens, during the rule of the father and son Enguerran (1192–1224) and Gérard III (1224–1248). Through a meticulous examination of the documents imbedded in the cartulary, Epurescu-Pascovici develops a series of arguments regarding the strategies employed by the two lords to secure and expand their power. Throughout the chapter, he emphasizes the agency of both Enguerran and Gérard, and rejects traditional explanatory models, including structural power, feudal relations, and even kinship ties.

Epurescu-Pascovici turns in the third chapter to genre of the *liber rationis* (livres de raison). Works in this tradition expanded upon the genre of the private family cartulary to include a range of other types of documents, including both family histories and autobiographical accounts. The first *liber rationis* discussed by Epurescu-Pascovici was composed by a man named Gérald Tarneau, a royal notary and lawyer, in 1425, and recorded the chaotic and violent events that followed the imposition of a royal tax in the town of Pierre-Buffière, located near the city of Limoges. Through an analysis of the unadorned but highly detailed text produced by Tarneau, Epurescu-Pascovici concludes that the royal notary prioritized individual agency, even while recognizing the importance of collective agency with respect to the resistance offered by the townspeople to the royal tax, the ensuing violence against the town, and the denouement of the struggle with the payment of the tax. The second *liber rationis* was composed by a man named Pierre Esperon, a judge in the town of Saint-Junien also located near Limoges, over the course of the later 14th and early 15th century. This text was concerned largely with the economic affairs of Esperon, and Epurescu-Pascovici argues that the well-considered pattern of acquisitions, which permitted a diversification of sources of income, illuminate the author's conception of his own agency in maintaining and expanding the wealth of his family.

The fourth chapter considers the genre of text known as *ricordi* or *ricordanze*, which were very similar in conception to the *liber rationis*, but often much more elaborate, and survive in considerable numbers from the wealthy cities of Northern Italy. The two texts examined by Epurescu-Pascovici were composed by the Florentine merchants Giovanni de Pagolo Morelli (1371–1444) and Gregorio Dati (1362–1445). He argues that both of these authors sought to use a combination of autobiographical accounts



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and anecdotes to teach members of their families how to succeed in commercial affairs, but also maintain a moral life. He argues that each of the texts describes in clear terms the strong socio-cultural norms in Florentine society, but also made clear that it was the individual who shaped his own goals and priorities.

Epurescu-Pascovici devotes the final chapter to an examination of vernacular conduct literature which experienced an enormous period of growth from the 14th century onward. The two texts that form the basis for the case studies in this chapter are »Chemin de povreté et de richesse«, composed c. 1342, and »Ménagier de Paris«, composed c. 1393. He argues that these texts are much more theoretical than discussions found in works from either the *liber traditionis* or *ricordanze* genres. Nevertheless, the authors of both of these works emphasized the role of the individual, albeit only male individuals, in shaping their own path through the decision to follow the advice provide in the text.

In the conclusion Epurescu-Pascovici reiterates the main points of the individual chapters and recapitulates the arguments set out in the introduction regarding the importance of examining medieval society through the aegis of individual agency rather than relying on abstract concepts of structures. The volume is equipped with an extensive apparatus of notes, a bibliography divided between sources, including those found in manuscript form, and scholarly works, and finally a useful index.

In assessing this volume, it is important to stress that Epurescu-Pascovici does an excellent job of analyzing the nine sources across the five genres that provide the case studies for the book. He offers a close and insightful reading of each text and makes clear beyond any doubt that the author of each text presents individual agency as an essential element in the human experience. But what broader picture does the analysis of these case studies paint, or what broader question do they serve to answer? Here, Epurescu-Pascovici's discussion falls short. Beyond the value of the analysis of the individual texts, the purpose of this book is predicated on the absence in current discussions of medieval history of the agency of individuals, or a large-scale belief among medievalists that the people whom we study did not have individual agency. But neither of these conditions hold.

Epurescu-Pascovici certainly provides examples of some historians and social scientists who cling to a model of the medieval »other«, or who prioritize abstract concepts such as lordship, or feudalism, when discussing human behavior. But there are far more medieval historians who implicitly or explicitly emphasize human agency in many different contexts. One might think here of the multitude of biographies of medieval rulers, lesser officials, as well as intellectuals and artists. At a much lower social and legal register, Alico Rio's recent study, »Slavery After Rome«, emphasizes agency by individuals who chose either the pursuit of freedom or a status as unfree in period between 500–1100. Epurescu-Pascovici's decision to limit his case studies to the later Middle Ages also



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

problematically leaves the impression that individual agency, or at least written expression of individual agency in »ego documents« is a late medieval phenomenon. But this is certainly not the case.

A wide range of texts, which express the views of the author about individual agency, survive from the early medieval period. These include, but are not limited to, autobiographical accounts, historiographical works with substantial autobiographical content, letters, instruction manuals, and a wide range of prescriptive texts, which both illuminate the agency of their drafters and the expected agency of their audiences. In sum, the individual chapters will be of considerable interest to specialists, the book as a whole offers many useful models for analyzing human agency, but the volume does not break new ground or revise current understanding regarding the role of individual agency in human society.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83606](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83606)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michèle Fournié, Daniel Le Blévec, Julien Théry (dir.), L'Église et la chair (XII^e–XV^e siècle), Toulouse (Éditions Privat) 2019, 600 p. (Cahiers de Fanjeaux, 52), ISBN 978-2-7089-3457-3, EUR 35,50.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laura Viaut, Paris

Selon une anthropologie chrétienne dominante, ce que nous appelons la sexualité était conçu au Moyen Âge comme l'expression par excellence de la »chair«, opposée à l'esprit. Depuis les écrits des Pères, la sexualité était considérée comme mauvaise, comme perpétuation du péché originel, comme une pollution susceptible de déclencher la colère du Ciel et de compromettre le salut collectif. Tout l'intérêt du travail de Michèle Fournié, Daniel Le Blévec et Julien Théry est ici de mettre en lumière les rapports entre la chair et l'Église. Ce nouvel ouvrage paru dans la collection »Cahiers de Fanjeau«, particulièrement intéressant et bien documenté, offre un nouveau regard sur la perception de la chair par l'Église. Les autrices et auteurs de ce travail collectif démontrent qu'à partir du XII^e siècle, lequel est marqué par la puissance nouvelle du laïcat, le plaisir charnel fit l'objet d'une certaine valorisation de la part de la théologie morale.

Le colloque, dont est issu ce volume, a réuni 16 historiennes et historiens chargés d'aborder ce champ d'études, trop longtemps délaissé par l'historiographie française. La question de la chair et de l'Église est ici abordée au prisme des pratiques et des discours. Les normes et les images de la sexualité comme sur son gouvernement effectif dans les sphères laïque et cléricale y sont particulièrement étudiés. Une scission géographique apparaît très nettement: au sud de la Loire, la hantise de la luxure et notamment de l'adultère ordonnaient la vie sociale avec une efficacité relative, à l'inverse du nord de la Loire. La spécificité a pour cause sans doute les résistances que rencontra la grande réforme ecclésiastique lancée au XI^e siècle, résistances parfois réprimées comme hérésies à la nouvelle discipline pastorale et au cléricalisme romain.

L'ouvrage commence par les propos de Jacques Ronciaux qui nous livre une brève rétrospective historique. L'auteur démontre combien l'histoire de la sexualité est encore jeune en France. S'ouvre ensuite la première partie de l'ouvrage consacré à l'hérésie; Robert Ian Moore détaille le problème que posent le célibat et le mariage dans le Midi de la France dans le cadre de la réforme, tandis que Mark Pegg s'intéresse à l'amour hérétique avant la croisade albigeoise. Enfin, Jacques Paul porte son regard sur les hérétiques; il y a chez les dissidents et hérétiques un refus de la matière de la chair.

La deuxième partie est consacrée aux images et aux discours. Christiana Weiseng les aborde sous l'angle des sculptures des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

églises méridionales, Alessia Trivellone dans les gloses des coutumes de Toulouse et Jacques Berlioz et Alain Guerreau à travers les recueils des *exempla* méridionaux.

La troisième partie de l'ouvrage est consacrée à la discipline de la chair en milieu ecclésiastique. Corinne Leveleux-Teixeira se charge d'étudier le droit canon appliqué aux mariages des enfants, tandis que John Arnold consacre son analyse à l'opinion collective sur le péché de chair. Julien Théry s'intéresse à la répression par la justice épiscopale d'Albi au XIII^e siècle, et Franck Collard à l'inceste de Jean V. Romain Chevalier, enfin, regarde de près la légitimation des bâtards de Jeanne d'Espagne et de Raymond Roger de Comminges au XV^e siècle.

La quatrième et dernière partie est consacrée à l'incontinence de la chair en milieu ecclésiastique. Michèle Partida interroge la Catalogne du XIV^e siècle pour approcher le mariage clérical, tandis que Sylvie Caucanas nous livre une étude sur viols et homicides dont étaient accusés les moines de Fontfroide au XIV^e siècle. Dans cette même logique, Julien Théry aborde la luxure et la dilapidation au couvent de la Rive dont l'enquête avait été lancée par Jean XXII en 1327. Sophie Brouquet, enfin, s'intéresse à l'inconduite des religieuses de Toulouse au XV^e siècle.

L'ouvrage est de très bonne facture; il mêle les approches des historiens et des historiens du droit pour nous livrer un panorama global et novateur des liens entretenus par la chair et l'Église.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83607](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83607)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michael Frassetto, Christians and Muslims in the Middle Ages. From Muhammad to Dante, Lanham, Boulder, New York, London (Lexington Books) 2020, XXIV–288 p., ISBN 978-1-4985-7756-4, GBP 73,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sandra Schieweck, München

Die vorliegende Monografie, die sich als Entwurf eines »grand narrative« (S. XVIII) verstanden wissen möchte, verfolgt das ambitionierte Ziel, die vielfach widersprüchlichen christlich-muslimischen Beziehungen (S. XI–XII) des (europäischen) Mittelalters in einen breiten historischen Kontext (S. XXI), nämlich zeitlich von den Ursprüngen des Islam mit Muḥammad bis zum Leben und Wirken Dantes Alighieri, zu betten. Die Bezugnahmen des Autors auf die Traditionen der reichen Forschung zur Iberischen Halbinsel, die vor allem in anglo-amerikanischen Kontexten florierende Kreuzzugsforschung sowie die Erforschung theologischer Traktat- bzw. Kommentarliteratur weisen auf die inhaltlichen Schwerpunkte des Buches voraus; sie deuten zugleich die Fülle an thematischen Dimensionen, geschichts- bzw. kulturwissenschaftlichen Ebenen und Schauplätzen an, die Michael Frassetto zusammenführt.

Mitunter werden diese jedoch notgedrungen stark verkürzt und stehen im Kontrast zu ausgiebigen Quellendiskussionen. Im Hinblick auf die Gesamtkomposition muss daher vorweggenommen werden, dass eine Beschränkung, ob geografisch-territorialer oder inhaltlicher Natur, dem Argumentationsgang und damit dem temporal weit gespannten Bogen des Buches zu größerer Stringenz verholfen hätte. So liegt die maßgebliche Stärke der Arbeit bezeichnenderweise in den quellennahen Analysen, die der zentralen Fragestellung nach der Ausformung und Profilierung von Eigen- und Fremdbildern im Zusammenhang mit interreligiösen Kontakten und der Beschäftigung mit dem religiösen Gegenüber (S. XXI) nachgehen. Eine methodisch-theoretische Reflexion etwa der Praktiken des *othering* und der Alteritätsforschung der vergangenen Jahre hätte gleichwohl die Leitfrage zusätzlich analytisch differenzieren können.

Frassetto gliedert seine Studie zugleich chronologisch und systematisch in neun inhaltliche Kapitel. Es gelingt eine insgesamt überzeugende Anordnung der Themen und des Materials. Ein solider Grundstein wird mit dem ersten Kapitel gelegt, in dem quellenkritisch die konstitutive Phase des Islam und die Einflüsse des Christentums – und en passant auch des Judentums – auf das Leben und Denken Muḥammads erörtert werden. Frassetto legt dar, inwiefern im Zuge der frühen Ausformung des Islam aus dem theologischen und rituellen Repertoire des gemeinsamen abrahamitischen Erbes geschöpft wurde, eben dieses jedoch



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

für beide Seiten im Folgenden eine stets zu aktualisierende Abgrenzung erforderlich machte.

Auf Basis dieses ersten Kapitels widmet sich der Autor im Weiteren Etappen christlicher Reaktionen und Standortbestimmungen im Kontext verschiedener interreligiöser Kontaktphasen. Ausdrücklich positiv sind die Quellennähe und die Berücksichtigung verschiedenster Gattungen sowohl aus der Feder – freilich überwiegend – christlicher sowie muslimischer Autoren hervorzuheben. Die besondere Expertise des Autors tritt in den Diskussionen theologischer Traktate zutage.

Das zweite Kapitel untersucht initiale Reaktionen von christlicher Seite auf die dynamische islamisch-arabische Expansion. Wesentliche Argumente des Buches werden hier grundgelegt, insofern als in der betrachteten Phase »not only the success of Islam but also its very existence« (S. 27) erstmalig verhandelt werden mussten. Dessen schriftlicher Niederschlag, wie etwa die von Frassetto eingehend erörterte Apokalypse des Pseudo-Methodius, sollte Folgegenerationen als Referenzpunkt eigener Erörterungen dienen.

Frassetto betont, dass das Bild der Muslime und des Islam maßgeblich aus präislamischen patristischen und alttestamentlichen Charakterisierungen der Araber hergeleitet wurde. Ferner werden zwei zentrale Merkmale, die in unterschiedlicher Intensität die schriftliche Auseinandersetzung von lateinisch-christlicher Seite mit dem Islam bis zum 13. Jahrhundert prägten, ebenfalls bereits im zweiten Kapitel formuliert: zum einen die heilsgeschichtliche Ausdeutung des Islam und seiner Expansion im eschatologischen Kontext, zum anderen die pejorative Verortung der Muslime im Zusammenhang mit Juden, Häretikern und Heiden – über die Jahrhunderte und je nach Autor in unterschiedlicher Gewichtung.

Gerade die Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Spezifika christlicher antimuslimischer und antijüdischer Polemiken verdienten freilich eine genauere Bestimmung. Die Verflechtung von Apologetik und Polemik, aber auch die Zusammenhänge des sog. Bilderstreites, machen darüber hinaus klar ersichtlich, dass Fremddarstellungen stets zugleich der eigenen Profilierung dienten, religiöse und kulturelle Identität also jeweils maßgeblich durch die Auseinandersetzung mit dem Anderen konstruiert wurde.

Die Kapitel 3 und 6 widmet Frassetto der Iberische Halbinsel, wobei das populäre, wissenschaftlich jedoch mittlerweile weiterentwickelte Interpretament der »Convivencia« der verschärften Fronstellung seit dem Ende der Taifenzeit 1031 sowie der sog. Reconquista gegenübergestellt werden. Weniger wäre auch hier mehr gewesen: Gedrängt und dennoch nicht frei von Redundanzen bemüht sich Frassetto darum, Politik- und Militärgeschichte, den Umgang mit religiösen Minderheiten,

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83608](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83608)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kulturtransferprozesse sowie die wechselseitigen Einflüsse zur Kreuzzugsbewegung dem Papsttum und Cluny abzuhandeln.

Dass der eigentliche Analysefokus, in Kapitel 3 etwa quantitativ auf den Quellenzeugnissen der sog. Märtyrerbewegung von Córdoba (vgl. S. 82–90), wiederum auf der theologisch-gelehrten Diskursebene liegt, hinterlässt bei der Rezensentin die Überzeugung, dass ein deutlich engerer Zuschnitt hätte gewählt werden sollen. Dieser hätte auch Raum dafür geboten, zentrale Konzepte wie die sog. Reconquista klarer zu profilieren.

Auch mit Blick auf die Kapitel 4, 5 und 7, die schwerpunktmäßig mit den mitteleuropäisch-christlichen Bildern von den Muslimen befasst sind, ist eine gewisse ereignisgeschichtliche Überfrachtung nicht von der Hand zu weisen. Dessen ungeachtet gelingt es dem Autor, den Wandel diskursiver Auseinandersetzungen seitens christlicher Autoren mit den Muslimen vom 8./9. bis zum beginnenden 12. Jahrhundert nachzuzeichnen. Quellennah lässt sich nachvollziehen, inwieweit bis ins 9. Jahrhundert ein politisch-wirtschaftlich geleiteter Blick auf die sich neu etablierende Macht im Mittelmeerraum dominierte, der erst sukzessive von einem Fokus auf einen religiösen Antagonismus verdrängt wurde und in einer Verteufelung und Dämonisierung des Gegenübers mündete. Indem Perspektivwechsel vollzogen werden, wird zudem immer wieder eine komparative Ebene geboten: Differenziert legt Frassetto etwa offen, dass die anfängliche Perzeption der Kreuzzugsbewegung noch weit von der erst im 12. Jahrhundert mehr und mehr virulent werdenden Konzeption des Ġihād entfernt war.

Das achte und neunte Kapitel ist der sog. Renaissance des 12. Jahrhunderts und den neuartigen Kontakt- und Begegnungsformen wie dem Ansatz zur Mission durch Franziskaner und Dominikaner im 13. Jahrhundert gewidmet. Während der Blick einmal mehr auch auf kulturelle Transfers gerichtet ist, wird zugleich etwa konstatiert: »The relationship with Islam in the twelfth century was characterized by an intense hatred and fear« (S. 221). So leiten beide Kapitel zu dem übergeordneten Befund bzw. dem Tenor der Monografie über, der die christlich-muslimischen Beziehungen der untersuchten Jahrhunderte als Paradoxon fasst: fruchtbarer Austausch einerseits, polemische Abgrenzung und Feindschaft andererseits. Beispielsweise heißt es mit Bezug auf das Schaffen des Thomas von Aquin: »The work [...] also reveals the fundamental paradox of Muslim-Christian relations [...]. The Christian saint himself was deeply hostile to Islam and his writings include a defense of Christianity [...], but his work and the philosophical underpinning [...] was indeed indebted to generations of Islamic scholars« (S. 249). Dass religionsübergreifende Kontakte und auch zunehmend fundierte Kenntnisse über den Anderen mitnichten der Persistenz von Feindzuschreibungen und dezidiert Abgrenzung gegenüberstanden, eröffnet wohl kaum neue Perspektiven.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83608](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83608)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dieser Befund bietet vielmehr lediglich einen Ausgangspunkt, um – so hat dies jüngst Brian Catlos meisterhaft in einem Werk zum mittelalterlichen Al-Andalus demonstriert – nach Triebkräften und deren Implikationen wie Opportunismus und Pragmatismus zu fragen und Spannungsverhältnisse zu bestimmen. Die unbestreitbar reichhaltige Quellengrundlage des Werkes und die vielfältigen Perspektiven werden in dieser Hinsicht nicht hinreichend ausgeschöpft; wünschenswert und sinnvoll wäre im Sinne des großen Narrativs außerdem eine Reflexion des zugrunde liegenden Mittelalter-Begriffs für beide untersuchten Kulturkreise gewesen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83608](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83608)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Patrick J. Geary, Herausforderungen und Gefahren der Integration von Genomdaten in die Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte, Göttingen (Wallstein) 2021, 60 S., 5 Abb. (Das mittelalterliche Jahrtausend, 7), ISBN 978-3-8353-3871-5, EUR 16,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gerhard Lubich, Bochum

Eine personale Beziehung, der man eine ganz besonders große Rolle in der Geschichte des Mittelalters zuschreibt, ist die Abstammungsverwandtschaft. Von ihr aus lassen sich mehrere elementare Strukturen und Muster ableiten, sei es in der »Kernfamilie« als »Erzeugergemeinschaft« und dominantem primären Lebensumfeld, in »Dynastie« und »Adelshaus« als sozial und politisch wirksamen, historisch verankerten Linien oder aber in der frühmittelalterlichen *gens* als durch Abstammungsgemeinschaft geformte ethnische Gruppierung. Im Unterschied zu »gemachten Verwandtschaften« wie Verschwägerung, Adoption etc. setzt sie für das Individuum keine aktive Beteiligung voraus, sondern wird ihm als biologische Gegebenheit qua Geburt zugeschrieben. Es ist eben diese Konstellation, die historisch arbeitenden Disziplinen neue Anstöße verspricht durch eine Wissenschaft, deren Verwertbarkeit man bislang eigentlich weitestgehend außerhalb des eigenen, vornehmlich sprachauswertend vorgehenden Arbeitsbereiches sah: der Genetik. Die Auswertung alter DNS, für die sich die angelsächsische Bezeichnung »ancient DNA« bzw. »aDNA« durchgesetzt hat, hat in jüngerer Zeit den Bereich der »Vorgeschichte« verlassen und liefert neue Informationen, über deren Beschaffenheit und Aussagekraft sich Historikerinnen und Historiker am besten frühzeitig genug ein Bild machen, bevor die zu erwartende Datenflut eine unreflektierte Eigendynamik gewinnen kann.

Es ist das Anliegen des hier anzuzeigenden Werkes, das die ausgearbeitete Fassung des Jahresvortrags 2020 beim Mittelalterzentrum der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften darstellt (zu hören unter <https://www.bbaw.de/mediathek/archiv-2020>), hierzu einen Beitrag zu liefern. Zugleich wird damit transparent gemacht, mit welchen Absichten, Vorannahmen und Reflexionen der ERC Synergy Grants »HistoGenes« seine ebenfalls im Jahr 2020 begonnene Arbeit angeht. Geary schätzt das Potenzial der »ancient DNA-Revolution« hoch ein, zumal nunmehr die »tatsächlichen Bevölkerungsgruppen« (S. 10) objektivierbar sind, was dazu führt, dass etwa die *gentes* des Frühmittelalters weder als unhistorische Rückprojektionen aktueller Völker oder gar »Rassen« verstanden werden müssen (Kap. 1) noch allein als postulierte, allerdings schwierig zu verifizierende komplexe Identitätskonstruktionen (Kap. 2).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gewiss ist dem Autor bewusst, dass Genomdaten, die ja nicht allein Aussagen über Abstammung, sondern zugleich auch über Ernährung, Gesundheit, körperliche Aktivität und Mobilität ermöglichen, nicht für alle Felder der Geschichtswissenschaft Relevanz beanspruchen können, doch werden die Felder der Migrations-, Sozial- und Siedlungsgeschichte sich ganz wesentlich mit den neuen Erkenntnissen auseinanderzusetzen haben. Der Chance auf Erkenntnisgewinn steht die Gefahr einer neuen »Essentialisierung« gegenüber, ein »Neo-Kossinismus«, bei dem die von Kossina praktizierte Schädelvermessung durch Gensequenzierung ersetzt und »Völker« oder gar »Rassen« als biologische Entitäten postulierbar werden (Kap. 3). Dieser Gefahr kann jedoch nach Auffassung des Autors (und dem Programm von HistoGenes) entgegengetreten werden, indem Genetikerinnen und Genetiker bei der Arbeit mit historischer DNA unterstützt werden von Historikern, Archäologen und Sprachwissenschaftlern. Dieses Programm einer »neuen integrierten genomischen Methodik« (Kap. 4) verlangt eine zumindest grundsätzliche Kenntnis der Grundlagen und Möglichkeiten der Genomanalyse, die im – für den Rezensenten wie wohl die meisten Fachhistorikerinnen und -historiker – am stärksten fordernden Abschnitt geboten wird (Kap. 5). Einige Beispiele aktueller Untersuchungen beschließen den Band (Kap. 6).

Die Vorstellung des neuen Forschungsfeldes, die aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive abgeleitete Warnung vor simplifizierender Ausdeutung und der Appell an eine wahrhaftige Multidisziplinarität als Gegenmittel – diese drei Ziele erreicht das äußerst flüssig geschriebene, schnörkellos argumentierende Werk ohne Zweifel. Inwiefern sein Anliegen eine größere Anzahl von Historikern jenseits der doch überschaubaren Gemeinde der mit Migrationsgeschichte befassten Frühmediävisten erreicht, muss sich ebenso erweisen wie der Erfolg des angemahnten Vorgehens. Die Argumente sind triftig, das Anliegen nachvollziehbar, und das Statement erscheint zum richtigen Zeitpunkt – mehr kann ein Autor im Grunde nicht leisten.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Erika Graham-Goering, Princely Power in Late Medieval France. Jeanne de Penthièvre and the War for Brittany, Cambridge (Cambridge University Press) 2020, XIV–288 p., 9 b/w tab. 4 maps, 5 b/w ill. (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth Series, 117), ISBN 978-1-108-48909-6, GBP 74,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Bertrand Schnerb, Lille

Cette étude dense, fondée sur une parfaite maîtrise des sources et de la bibliographie, est à la fois une contribution à l'étude du pouvoir princier à la fin du Moyen Âge et un apport à la réflexion portant sur ce pouvoir exercé par une femme. De ce point de vue, elle prend rang à côté des travaux consacrés à Isabelle de Portugal, par Monique Sommé, à Yolande de Flandre, par Michelle Bubenicek, à Mahaut d'Artois, par Christelle Balouzat-Loubet, pour n'en citer que quelques-uns. Le personnage central, ici, est Jeanne, comtesse de Penthièvre (1319–1384), petite-fille du duc Arthur II de Bretagne, fille de Guy de Bretagne et de Jeanne d'Avaugour, et épouse de Charles de Blois. Cette princesse, qui fut un des personnages centraux de la guerre de succession de Bretagne (1341–1365), dut lutter contre le parti de Montfort, et assumer seule le pouvoir, d'abord entre 1347 et 1356, période au cours de laquelle son mari fut détenu après sa capture à La Roche-Derrien, puis de nouveau après la mort de Charles, tué lors de la bataille d'Auray (29 septembre 1364).

Dans une introduction solide, l'auteur établit d'abord un bilan historiographique: présentant en premier lieu les travaux portant sur l'exercice du pouvoir au sein d'un couple royal, elle s'intéresse ensuite aux études centrées sur les rapports hiérarchiques et politiques au sein de la noblesse. Ces développements la conduisent à poser la question de la nature du pouvoir princier en soulignant qu'une monographie telle que celle qu'elle consacre à Jeanne de Penthièvre renforce la compréhension que l'on peut avoir du phénomène. Un autre thème historiographique abordé est celui du contexte et du rôle que la princesse Jeanne a pu jouer dans la guerre de succession de Bretagne. L'introduction comporte également une présentation critique des sources dans laquelle une place est réservée à l'apport déterminant des travaux de Michael Jones: ses éditions de textes, en particulier, permettent d'avoir une vue d'ensemble de l'activité normative de Jeanne de Penthièvre et de son époux et d'avoir aussi une vision claire de la production et de l'organisation de leur chancellerie.

Après cet indispensable exposé général induit par le thème central de sa réflexion, l'auteur traite son sujet selon un plan thématique. En ouverture, elle s'intéresse à la carrière de Jeanne de Penthièvre en rappelant d'abord ses origines familiales et ses alliances



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

lignagères; elle évoque ensuite un héritage territorial dont une partie se situait au duché de Bretagne, notamment, au nord, le comté de Penthièvre, et une autre partie était constituée par la vicomté de Limoges. À cet ensemble principal s'ajoutaient des possessions dans la région de Paris et des résidences urbaines dans la ville. Jeanne fut également, par son mariage, dame de Guise. Ce vaste ensemble de terres et de seigneuries fut à la fois une force, mais aussi une faiblesse dans une période marquée par la guerre anglaise et la guerre civile.

La guerre de succession de Bretagne constitue, naturellement, un élément central dans la vie et la carrière de la comtesse de Penthièvre. Erika Graham-Goering expose avec beaucoup de pertinence et de clarté la question des droits de Jeanne face aux revendications du comte de Montfort et retrace de façon synthétique les différentes étapes du conflit en montrant la progressive implication personnelle de la princesse dans l'exercice du pouvoir, une implication fortement conditionnée par l'évolution du conflit et par la destinée de Charles de Blois. Après la mort de ce dernier s'ouvre un temps marqué non seulement par des négociations et par la conclusion des deux traités de Guérande (1365 et 1381), mais aussi par les vaines tentatives faites par Jeanne pour rétablir la situation de sa Maison dans le duché de Bretagne.

Durant les quarante années qui s'écoulaient entre le début de la guerre civile et la mort de la comtesse, cette dernière a agi non pas seulement en tant que fille, épouse, mère ou veuve, mais véritablement en tant que princesse exerçant un pouvoir seigneurial et princier. La conception qu'elle se faisait de son pouvoir peut être étudiée à travers les documents produits par sa chancellerie. Le langage des actes, les mentions liées à des réalités juridiques et politiques – ainsi l'autorisation maritale dans les actes donnés conjointement par Charles et Jeanne – les formules propres à certaines lettres patentes ou aux échanges entre princes sont de ce point de vue très révélateurs. Le vocabulaire employé, par-delà son caractère stéréotypé, montre clairement les rapports hiérarchiques ainsi que la nature complexe du pouvoir seigneurial.

Les sources documentaires, normatives ou comptables, lorsqu'elles sont conservées, fournissent aussi à Erika Graham-Goering l'occasion d'analyser la gestion du domaine de Jeanne, bien que pour l'évaluation des revenus, l'auteur soit réduite à émettre des hypothèses à partir de témoignages imprécis. Certains actes permettent au moins de préciser comment la comtesse de Penthièvre et son époux agissaient soit séparément soit conjointement dans le cadre d'une gestion partagée. Cette approche administrative et économique permet du reste de mieux saisir ce qui était de la responsabilité de la princesse – ainsi lors de donations faites à son mari de possessions venues à elle par la succession du duché de Bretagne et par héritage de la famille d'Avaugour. L'exemple de ce couple est une bonne illustration du phénomène de partage de pouvoirs et de responsabilités au sein de l'élite nobiliaire en France au XIV^e siècle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'action de la comtesse de Penthievre ne pouvait se concevoir sans l'aide d'un personnel à la fois politique et domestique. Un chapitre entier est consacré à la question: l'origine géographique des conseillers, officiers et serviteurs, les carrières, les relations administratives et personnelles avec le couple princier sont tour à tour étudiées et analysées. La politique de fidélisation des hommes et de récompense des services rendus est également abordée. L'approche donne une vue d'ensemble d'une petite société politique fortement hiérarchisée dont les membres entretenaient des rapports différenciés avec le prince.

La pratique effective du pouvoir, s'agissant d'une femme, n'était pas, au XIV^e siècle, sans poser des problèmes d'ordre à la fois théorique et pratique. Le pouvoir princier impliquait des attributions judiciaires et militaires et l'on pouvait mettre en doute la capacité d'une femme à les exercer. Si on ne dispose pas d'exemple d'exercice, par Jeanne de Penthievre, de la justice retenue, en revanche dans ses actes on constate que la justice déléguée a pu être rendue en son nom seul; par ailleurs, cette princesse était destinatrice de suppliques et de requêtes auxquelles elle répondait et on sait qu'en tant que vicomtesse de Limoges elle a octroyé des lettres de grâce. Sur le plan des responsabilités militaires, on sait aussi que la princesse a pu agir dans le cadre de mesures de mise en défense ou de préparation des opérations de guerre.

Elle est aussi intervenue dans le domaine diplomatique, par exemple dans les négociations entre France et Angleterre durant la captivité de Charles de Blois. À la lumière de l'exemple de Jeanne, il apparaît que si l'on peut appliquer à son cas, en partie, la problématique du »genre«, il faut dépasser ce schéma pour constater, dans la pratique, le recours au partage des rôles et du pouvoir et à la subsidiarité – qui n'est pas la subordination.

Après avoir analysé la pratique du pouvoir au sein du couple princier, E. Graham-Goring centre sa réflexion sur ce que la querelle de succession entre Penthievre et Montfort révèle du choc des arguments juridiques et du pragmatisme lié au recours aux principes tirés de coutumes opposées. Le conflit, développé d'abord sur le plan juridique, montre des conceptions divergentes du droit successoral, de l'exercice du pouvoir par les femmes et même de la nature des relations sociales à l'intérieur du groupe nobiliaire. Le débat, dont la teneur fut largement connue et diffusée après 1341 – notamment à travers le »Songe du vergier«, dont le succès n'est plus à démontrer –, a sans doute durablement influencé et nourri le discours portant sur les successions féminines et sur les responsabilités politiques et institutionnelles des femmes nobles.

L'ultime question qui se pose est celle de la légitimation du pouvoir princier. Jeanne de Penthievre a dû faire face à des contestations exprimées tant en droit que dans les faits. Les arguments du parti de Montfort ne furent pas les seuls puisqu'en 1378, les conseillers du roi Charles V les reprirent à leur compte pour justifier la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

confiscation du duché de Bretagne sur Jean IV et s'opposer à la tentative de restauration de la Maison de Penthièvre. La comtesse, face à ses adversaires, utilisa tous les moyens de légitimation qu'il lui était possible d'employer: la parenté et l'hérédité étaient essentielles; le rappel de l'existence des liens du sang passait par la création et l'entretien d'une memoria familiale notamment par des fondations funéraires et des donations pieuses.

La célébration d'une généalogie prestigieuse et l'évocation d'alliances royales allaient de pair avec le dénigrement du lignage des Montfort. Le cérémonial de l'investiture et de l'hommage joua également un rôle non négligeable dans ce processus de légitimation. Important aussi fut le contenu des actes par lesquels Charles et Jeanne ont voulu montrer qu'ils exerçaient en Bretagne le pouvoir ducal, par exemple en octroyant leur sauvegarde à des établissements religieux du duché.

Sur le plan sigillographique il est aussi intéressant de constater que les deux époux utilisèrent des sceaux portant un décor principalement héraldique, celui que Jeanne employa après 1364 portait la traduction héraldique de sa titulature et de l'étendue de son emprise territoriale. Devenue veuve et seule détentrice du pouvoir, la comtesse eut besoin d'affirmer sa légitimité dans une situation marquée par l'affaiblissement de sa position politique. Dans son entreprise de relèvement, la tentative faite pour obtenir la canonisation de Charles de Blois est évidemment aussi à replacer dans ce contexte.

En conclusion, ce travail est doublement intéressant puisque Erika Graham-Goering comble une lacune bibliographique en offrant à ses lecteurs une monographie consacrée à une femme de pouvoir quelque peu marginalisée par l'historiographie et en fournissant en même temps des clés pour mieux comprendre le fonctionnement des institutions princières et seigneuriales et de la société politique du XIV^e siècle.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83609](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83609)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

James Grier (ed.), The Office of the Holy Trinity at Saint Martial de Limoges in the Eleventh Century, Turnhout (Brepols) 2020, LXXIV–131 p., 68 musical exampl., 16 b/w tabl. (De musicae cultu, 2), ISBN 978-2-503-57456-1, EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kristin Hoefener, Würzburg

Die neue Reihe »De musicae cultu« erscheint seit 2019 bei Brepols. James Grier ist nicht nur der Herausgeber der Reihe, die Text- und Musikeditionen einer breiteren (mediävistischen) Leserschaft zugänglich machen will, sondern nun auch der Autor des zweiten Bandes, einer Edition des Trinitätsoffiziums nach aquitanischen Quellen des 11. Jahrhunderts. Als Professor für Musikgeschichte an der University of Western Ontario (Kanada) hat er seit 1990 bereits mehr als zehn Artikel, eine Monografie¹ sowie Editionen über Musik und Liturgie im mittelalterlichen Aquitanien, vor allem über Ademar von Chabannes und Saint-Martial in Limoges veröffentlicht.

Der Band ist, passend zum Thema der Dreifaltigkeit, dreiteilig angelegt. Sowohl die Zeitspanne als auch der geografische Schwerpunkt sind durch den Titel »The Office of the Holy Trinity at Saint Martial de Limoges in the Eleventh Century« deutlich eingegrenzt.

Der erste Teil, von Grier »Einführung« genannt, beginnt mit einer Übersicht über die historischen Quellen und deren Kontext (S. XI–XXIV), bespricht dann kurz die karolingischen Ursprünge des Festes der Dreifaltigkeit und die Textgeschichte des Offizienzyklus (S. XXV–XXVI). Grier schreibt das Offizium der Trinität, wie Florence Close u. a., Stefan von Lüttich zu, allerdings eher als Ergebnis einer Kompilierung als einer freien Komposition. Stefan von Lüttich gestaltete aus einer Sammlung karolingischer Texte zum Thema der Dreifaltigkeit einen musikalisch und theologisch kohärenten Offizienzyklus². Dann werden sieben aquitanische Quellen, Paris BnF lat. 1085, lat. 1121, lat. 909, lat. 5240, lat. 1254, lat. 1088 (alle auf [Gallica](#) einsehbar) und Toledo 44.2 knapp vorgestellt (S. XXVI–

¹ James Grier, *The Musical World of a Medieval Monk. Adhémar de Chabannes in Eleventh-Century Aquitaine*, Cambridge 2006.

² Cf. Florence Close, *L'office de la Trinité d'Estienne de Liège (901–920). Un témoin de l'héritage liturgique et théologique de la première réforme carolingienne à l'aube du X^e siècle*, in: *Revue belge de philologie et d'histoire* 86/3–4 (2008), S. 623–643: »L'office de la Trinité est davantage le fruit d'une compilation que d'une composition libre. L'évêque de Liège a mis toute son expérience dans la transformation d'un florilège de textes carolingiens à forte connotation trinitaire en un centon cohérent, tant du point de vue musical que théologique.«



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

XXXII). Es folgt der wichtigste Abschnitt dieses Teils (S. XXXIII–CLVII), der sich mit der Transformation des Trinitätsoffiziums in Saint-Martial de Limoges während des 11. Jahrhunderts befasst. Dazu vergleicht der Autor tabellarisch die Textincipits in seinen fünf Hauptquellen Paris BnF lat. 1085, 1254, 1121, 909 und 5240. In der chronologischen Entstehungsgeschichte werden Paris BnF lat. 1085 (Texte und Melodien) und 1254 (nur Texte) auf das zweite Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts datiert, gefolgt von den beiden zur gleichen Zeit entstandenen Troparen-Prosaren lat. 1121 (1027/1028) und 909 (1028). In den 1040er Jahren entstand dann noch Paris BnF lat. 5240. Dabei wird immer wieder etwas in der Reihenfolge der Offizienzyklen variiert. Grier erklärt diese multiple Produktion und das ständige Arrangieren an einem einzigen Ort mithilfe der modalen Serien, deren ansteigende Zahlenfolgen (1–8) zwar durch die wechselnden Modi nach jedem Gesang viel melodischen Kontrast erlauben, dafür aber auch rigider sind, wenn die Reihenfolge umgestellt oder aus einem säkularen in ein monastisches Offizium oder umgekehrt gemacht werden soll.

Der Abschnitt »Modal Order« (S. XLVII–XLIX) zeigt, dass die Zyklen je nach den einzelnen Überlieferungen rearrangiert wurden. Es geht weiter mit der Offizienüberlieferung nach und innerhalb von Limoges (S. XLIX–LIII). Erst in Saint-Martial fand die Anpassung der säkularen Form mit jeweils 9 Antiphonen und Responsorien zu einer monastischen Form mit 13 Antiphonen und 12 Responsorien statt. Nach einem kurzen Abschnitt zu konkreten Korrekturen und Fehlern seitens der Schreiber (S. LVI–LVIII), die weiteren Aufschluss über die Entstehungsgeschichte geben können, legt Grier seine editorischen Prinzipien dar. Zum Abschluss dieses Teiles werden die unterschiedlichen Überlieferungsstränge der Responsorien mit oder ohne »Gloria patri« (S. LVIII–LXI) sowie der musikalische Stil des Offizienzyklus (S. LXI–LXVI) untersucht. Es folgt, vor dem anschließenden Editionsteil, die Bibliografie.

Der zweite Teil, das Herzstück dieses Bandes, besteht aus den Editionen. Grier beginnt mit den Melodien (S. 1–50), von der ersten Vesperantiphon »Gloria tibi trinitas« bis zur Magnificatantiphon »Te deum patrem« aus der zweiten Vesper³. Vielleicht wäre es besser gewesen, die einzelnen Gesänge zu nummerieren; das würde einen schnelleren Zugriff und eine bessere Orientierung zwischen den Melodieeditionen und den darauffolgenden Texteditionen (S. 55–70) erlauben. Die melodischen Transkriptionen wurden nach der »best-text method« oder nach dem Leithandschriftenprinzip ausgeführt; in diesem Fall gab es sogar zwei Leithandschriften, Paris BnF lat. 1085 und 1121.

Die melodischen Varianten jeweils kleiner unten als kritischen Apparat abzdrukken, ist überzeugend und ermöglicht ein intuitives Hin- und Herspringen mit dem Auge, ohne Texterklärungen, die den Fluss des Tonhöhenlesens unterbrechen.

³ In zwei Annexen werden vier zusätzliche Antiphonen (S. 48f.) und drei Responsorien (S. 50f.) aufgelistet.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Was für Musikwissenschaftler nicht unbedingt nötig ist, sind die (nicht notierten) b-Zeichen oberhalb. Für praktizierende Musiker sind sie dennoch eine Hilfe bei der Erschließung der Melodien. Was die schwierige Frage der Lesbarkeit und Transkription der Liqueszenzen betrifft, so trifft der Autor eine eigenwillige Entscheidung: »I was acting like an eleventh-century musician and applying Liquescence as I felt the text demanded it. Because no scribe among the four musicians behaved in a consistent manner, I felt no obligation to follow any of them« (S. LVII).

Die Transkriptionen sind sehr gut lesbar, vor allem was die Notengröße und die Gruppierungen angeht. Auch die Textedition ist sehr übersichtlich gestaltet, jedes einzelne Offizium oder jede einzelne Nokturne ist, wenn möglich, auf einer eigenen Seite ediert, mit einem kritischen Apparat unten. Als Anhänge wurden die »überzähligen« Antiphonen (Appendix A), Responsorien (Appendix B) sowie das Capitulum und die liturgischen Lesungen des Nachtoffiziums aus Paris BnF lat. 5240 (Appendix C) und aus Paris BnF lat. 1254 (Appendix D) ediert.

Der dritte und letzte Teil beschäftigt sich mit ausführlichen Kommentaren zu den einzelnen Gesängen (S. 73–112). Dazu gehören Angaben zu den handschriftlichen Quellen, eine Bibliografie, Angaben zu den Textquellen, zu den melodischen Modi und Transpositionen, zur Position innerhalb des Zyklus, bei Antiphonen auch zu Psalmen und Psalmtönen. Kommentare zur Notation beschränken sich fast ausschließlich auf die Liqueszenzen, außerdem bespricht der Autor jeweils die notierten b-Zeichen und argumentiert seine eigenen. Am Ende folgen Indizes der biblischen und nichtbiblischen Vorlagen sowie der Gesänge.

Diese neue Edition wendet sich sowohl an Fachleute der Musikwissenschaft als auch an Wissenschaftler anderer Disziplinen. Damit öffnet sie das Spektrum etwas breiter als die Reihe »Historiae«⁴ und könnte ebenfalls als potenzielle Ressource für Musikerinnen und Musiker dienen.

⁴ Die Reihe »Historiae. Musicological Studies«, hg. vom Institute for Mediaeval Music, Ottawa, wurde 1995 von David Hiley ins Leben gerufen. Seitdem wurden mehr als dreißig Bände veröffentlicht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rijcklof H. F. Hofman, Charles M. A. Caspers, Peter J. A. Nissen, Mathilde van Dijk, Johan Oosterman (ed.), Inwardness, Individualization, and Religious Agency in the Late Medieval Low Countries. Studies in The »Devotio Moderna« and its Contexts, Turnhout (Brepols) 2020, X-230 p., 9 b/w, 6 col. ill., 5 b/w tabl. (Medieval Church Studies, 43), ISBN 978-2-503-58539-0, EUR 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Letha Böhringer, Köln

Reflexionen über die Natur des Individuums, seine Rolle in Gemeinschaften und vor Gott setzen im 12. Jahrhundert ein und sind keineswegs, wie Rijcklof Hofman in seiner Einleitung zu diesem anregenden Band herausstellt, Produkte der Renaissance, wie bis heute gerne behauptet wird. Die Entstehung der hohen Schulen und Universitäten sowie die Auffächerung der Orden eröffneten seit dieser Zeit Wahlmöglichkeiten unter verschiedenen religiösen Lebensgestaltungen. Hinzu kamen Angebote für Laien außerhalb der Klausur. Die neue Frömmigkeit der Niederlande seit dem Ende des 14. Jahrhunderts betonte in besonderem Maße verinnerlichte Formen der Andacht und der religiösen Hingabe, die in strengen Klostergemeinschaften, in unklausurierten städtischen Konventen der Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben oder durch Individuen nach eigenen Möglichkeiten realisiert werden konnten.

Der sperrige Titel des Bandes wird in der Einleitung durch Begriffsklärungen und Rückblicke auf die Forschungsgeschichte entfaltet. Der Einzelne, dessen religiöse »Innerlichkeit« ein einzigartiges »Selbst« erzeugt und eine persönliche Beziehung zu Gott entwickelt, nimmt im Rahmen seiner Möglichkeiten religiöse Handlungsoptionen wahr. Dabei kommuniziert er mit anderen Individuen bzw. mit seiner religiösen Gemeinschaft, muss sich zum einen einordnen, zum anderen abgrenzen. Die neun Essays des Bandes (Einleitung und acht Aufsätze) erkunden auf unterschiedlicher Quellenbasis und mit verschiedenen Perspektiven das Beziehungsdreieck Individuum – Gemeinschaft – Gott und bieten gedankenreiche Zugänge zu dieser dynamischen Konstellation. Sie gingen aus einer Tagung von 2016 hervor, auf der 32 Beiträge zur Diskussion gestellt wurden; welche Kriterien zur Auswahl der vorliegenden Aufsätze führten, wird nicht thematisiert. Die meisten Beiträge verweisen auf Entwicklungen, die der »Devotio moderna« vorausgingen, sowie auf Persönlichkeiten aus der Frühzeit der Bewegung bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

Rob Faesen (»Individualization« and »Personalization« in Late Medieval Thought«, S. 35–50) entfaltet am Beispiel Wilhelms von Saint-Thierry die Differenzierung der beiden Begriffe; der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

erste meint den Menschen in seiner Beziehung zu Gott und den Mitmenschen, mit deren Hilfe er überhaupt erst Identität ausbildet; der zweite das Individuum, das durch autonome Entscheidungen einen autarken Lebensraum gestaltet. Wilhelm betonte in seiner Kontroverse mit Abaelard, der das zweite, in die Moderne verweisende Prinzip vertrat, die relationale Natur des Menschen in Analogie zur Trinität. Faesen verfolgt das Weiterwirken der Gedankenführung Wilhelms (oft unter dem Namen Bernhards von Clairvaux) bei Geert Grotes Lehrer Jan van Ruusbroec und in Texten des 16. Jahrhunderts, darunter die Exerzitien des Ignatius von Loyola.

Zwei Persönlichkeiten, die die »Devotio moderna« entscheidend prägten, stehen im Mittelpunkt der Beiträge von Rijcklof Hofman (»Geert Grote's Choice of a Religious Lifestyle without Vows«, S. 51–66) und Margarita Logutova (»Ama nesciri: Thomas a Kempis's Autobiography Reconstructed from his Works«, S. 67–86). Hofman zeigt, wie Geert Grotes Konversion in Todesnot sein persönliches Verhältnis zu Gott prägte und ihn zum Advokaten eines ernsthaften und aufrichtigen Lebenswandels werden ließ, dem sowohl Laien als auch Geistliche folgen sollten. Logutova setzt die etwa drei Dutzend autobiografischen Bemerkungen im Werk des Thomas von Kempen miteinander in Beziehung und hebt deren stark pädagogischen Charakter hervor. Der früh verwaiste Thomas zeigte sich tief dankbar gegenüber seinen Lehrern und Seelenführern, die ihn stark beeindruckten. Seine eigene und literarische Nachfolge Christi entspringt der Introspektion und der Zurücknahme des Ichs; wer sich selbst gering achtet, so Thomas, kann sich ganz in den Dienst an Gott und den Nächsten stellen.

Koen Goudriaan (»Modern Devotion and Arrangements for Commemoration: Some Observations«, S. 121–136) ordnet die »Devotio moderna« in einen eher traditionellen Zusammenhang ein und relativiert die Rolle personalisierter Frömmigkeit unter Hinweis auf die gemeinschaftlichen Vollzüge der liturgischen Memorialkultur. Wie in allen Klöstern des späten Mittelalters wurde auch in den Häusern der »Devotio moderna« gegen entsprechende Zuwendungen die Memoria der Stifter und Gönner begangen, was auch der Vorstellung entgegensteht, dass die Devoten eher Vorboten der Moderne denn Vertreter des Hergebrachten waren. Am Beispiel zweier Kanonikergemeinschaften des Kapitels von Sion zeigt Goudriaan, dass standardisierte Gebetsleistungen auf rege Nachfrage stießen und die vertiefte Innerlichkeit der Lebensweise nicht als Gegensatz zur gemeinschaftlichen liturgischen Praxis gesehen werden sollte.

Die Spannungen zwischen persönlicher Andacht und Leben in Gemeinschaft werden eindrücklich aufgezeigt durch den Beitrag der inzwischen leider verstorbenen Anne Bollmann (»Close Enough to Touch: Tension between Inner Devotion and Communal Piety in the Congregations of Sisters of the »Devotio Moderna««, S. 137–158). Sie untersucht die »Vivendi formula« (entstanden um 1435) der Salome Sticken, die sowohl als Schwester vom gemeinsamen Leben in Deventer lebte als auch (zeitweise als Priorin) im Kloster

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83611](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83611)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Maria und Agnes von Diepenveen, einem Ausgangspunkt des weiblichen monastischen Zweiges der »Devotio moderna«. Salome verfasste eine Art Handbuch zur Lebensführung entlang des Tagesablaufs ihrer »lieben Schwestern«. Sie wusste um die Schwierigkeiten einer Balance zwischen internalisierter Spiritualität und angepasstem Leben im Konvent, ein Thema, das auch von den späteren Schwesternbüchern aufgegriffen wurde; appelliert wird an die Verantwortlichkeit jeder Einzelnen für ihre Lebensführung bei striktem Gehorsam in der Gemeinschaft.

Wie schon in der Einleitung herausgestellt, bestand ein besonderer frömmigkeitsgeschichtlicher Beitrag des späten Mittelalters in der starken Identifizierung des Menschen mit dem leidenden Christus und in der meditativen Verehrung von Gegenständen und Abbildungen. Nigel Palmer (»Antiseusiana: Vita Christi and Passion Meditation before the »Devotio Moderna«, S. 87–119) kontrastiert die 100 Betrachtungen des Heinrich Seuse, in deren Zentrum das Miterleben und Mitleiden der Passion Christi steht und deren komplizierte Überlieferungsgeschichte er ebenfalls im Blick hat, mit den Lignum-Christi-Meditationen Bonaventuras. Diese thematisieren zahlreiche Aspekte der Menschlichkeit Jesu Christi und sind nicht auf Leiden und Tod beschränkt. Eine solche Bandbreite von Möglichkeiten der Imitatio Christi wurde aufgegriffen von Autoren wie Jordan von Quedlinburg und dem Karthäuser Ludolf von Sachsen, so dass die »Devotio moderna« auf eine Fülle von unterschiedlich nuancierten Andachtstexten zurückgreifen konnte.

Weitere Kontemplations- und Meditationspraktiken werden durch die Liederzyklen der Devoten illustriert, die besonders an Affekte und sinnliche Erfahrungen appellieren; sie konnten freilich auch der Erholung und Entspannung dienen, wie Thom Mertens und Dieuwke van der Poel ausführen (»Indivuality and Scripted Role in Devout Song and Prayer«, S. 159–179). Sieben überlebende Exemplare eines in fünf Auflagen gedruckten Andachtswerks stellt Anna Dlabáčová vor (»Illustrated Incunabula as Material Objects: The Case of the Devout Hours on the Life and Passion of Jesus Christ«, S. 181–221); die Drucke wurden mit Holzschnitten, Zeichnungen und handschriftlichen Zusätzen wohl nach den Wünschen und Geldbörsen ihrer Besitzerinnen und Besitzer personalisiert, ähnlich wie zahlreiche Handschriften des späten Mittelalters, die Kathryn Rudy untersucht hat, deren Arbeiten in diesem Aufsatz allerdings nicht rezipiert wurden.

Insgesamt trägt der Band durch die Multiperspektivität der Beiträge und ihr hohes Niveau nicht nur zum Verständnis der Herausforderungen bei, denen sich die »Devotio moderna« zur Erneuerung des religiösen Lebens stellte, sondern laden auch zum Befragen weiterer Quellen mittels der hier entwickelten Fragestellungen bei.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83611](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83611)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Judit Kecskeméti, La Paideia grecque. Son parcours jusqu'à la Renaissance par l'entremise de Juifs hellénisés et des Pères grecs de l'Église. Avant-propos par Luigi-Alberto Sanchi, Paris (Honoré Champion) 2020, 254 p. (Bibliothèque des religions du monde, 7), ISBN 978-2-7453-5417-4, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Judith Göppinger, Bern

Das 2020 erschienene Buch der im selben Jahr verstorbenen Philologin Judit Kecskeméti wirft einen weitgerichteten Blick auf die griechische *paideia* von ihren Anfängen bis in die Zeit der europäischen Renaissance. Der Autorin gelingt es, einen Einblick zu geben in die komplexe und vielfältige, sich häufig wandelnde Geschichte der »griechischen Kultur«, was sie als äquivalente Übersetzung anbietet (S. 233). Das Buch zeichnet sich vor allem durch eine extensive Wiedergabe der Quellentexte in Übersetzung wie im Original aus; das vereinfacht die Nachvollziehbarkeit der Argumentation deutlich und vermittelt zudem einen Eindruck davon, wie mit Primärquellen gearbeitet wird.

Judit Kecskeméti zeichnet sich zweifellos durch eine herausragende Kenntnis der griechischen Antike aus, die auch den Großteil des Buches einnimmt – nach der Hälfte der Lektüre ist die Leserin bzw. der Leser gerade erst bei Platon angelangt. Die sehr ausführliche Abhandlung der antiken, vor allem griechischen Autoren führt aber auch zu einem Ungleichgewicht in der Darstellung. Trotz der Expertise der Autorin im Bereich der frühen Drucke und der Literatur des Humanismus werden die römischen Autoren, die Kirchenväter wie auch die Humanisten eher holzschnittartig und oberflächlich behandelt. Auch das hellenistische Judentum, das immerhin im Titel genannt wird, erscheint auf gerade einmal neun Seiten (S. 159–167).

Judit Kecskeméti beginnt ihre Abhandlung mit einer knappen Erklärung des Begriffs *paideia* und dem Hinweis, dass dieser in jeder Epoche und bei jedem Autor eine andere Bedeutung besaß (S. 11)¹. Dann wirft sie einen Blick auf die früheste uns überlieferte Literatur, die Ilias und die Odyssee, und kann, obwohl Homer das Wort *paideia* nicht verwendet, überzeugend darlegen, wie sich erste Konzepte von Lüge und Wahrheit, von Schicksal und des »von Sinnen sein« herauskristallisierten (S. 17). Über die Poesie schlägt sie einen Bogen zu den Anfängen der griechischen Philosophie. Nun befindet man sich endgültig mitten in der Geschichte der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Siehe auch S. 183: »Transmis d'un siècle à l'autre, le mot *paideia* change de signification d'époque en époque: éducation, rhétorique, littérature grecque, culture, érudition ou »grécitude«.

paideia, die von den Philosophen entwickelt und geprägt wurde – mit Wirkung weit über die Landes- und Epochengrenzen hinaus.

Spätestens mit den Sophisten, mit Sokrates, Platon und Aristoteles fand eine Diskussion darüber statt, was der Mensch wissen und lernen muss, um ein Ziel – sei es rhetorische Brillanz, ein tugendhaftes Leben oder die Glückseligkeit – zu erreichen. Ab diesem Zeitpunkt standen vor allem Rhetorik, die Kunst des Redens und Argumentierens, sowie (praktisch anwendbare) Tugend und Bildung (mindestens im Sinne einer Weitergabe von Wissen) im Zentrum der griechischen *paideia* (S. 137).

Mit der Zweiten Sophistik rückte die Frage nach praktischer Tugendhaftigkeit in den Hintergrund, und der Stil des Rhetors wurde zum zentralen Element des Verständnisses von griechischer *paideia*: Judit Kecskeméti betont vor allem das Element der Imitation, der *mimesis*; Nachahmung wurde essenzieller Bestandteil von griechischer Bildung². Die Autorin unterstreicht zudem, dass die Zweite Sophistik zwar vor allem in Rom populär war und dort viele Vertreter wie Anhänger hatte, aber dennoch Griechenland als Sitz der *paideia* galt – Zentrum blieb also der Ort der Entstehung (S. 150). Durch die Bedeutung des rhetorischen Stils wurde auch die Überlieferung von Literatur immer zentraler – denn nur von den griechischen Autoren kann der gute Stil erlernt werden.

Der Einfluss griechischer *paideia* auf die jüdische Literatur wird knapp abgehandelt, wobei die Autorin sich auf die Septuaginta bzw. den Aristeas-Brief, Hekataios von Abdera, Philon von Alexandrien und Josephus beschränkt, ohne diese Auswahl zu begründen. Es kämen noch andere Autoren infrage – Artapanos zum Beispiel oder der Tragiker Ezechiel. Auch vermisst die Rezensentin beim anschließenden Sprung zu den (frühen) Kirchenvätern und christlichen Autoren einen Zusammenhang oder eine Verbindung zu den hellenistisch-jüdischen Autoren; Judit Kecskeméti geht lediglich von der Auseinandersetzung mit den römischen und griechischen (paganen) Autoren aus. Bei *paideia* im Sinne einer Wissensvermittlung ging es den meisten der frühchristlichen Autoren nicht um rhetorische Blendung, sondern die griechische Bildung oder *paideia* bildete nur den Anfang, das Grundgerüst für die Auseinandersetzung mit dem wahren *paidagogos*, nämlich dem *logos* Gottes (Clemens von Alexandrien z. B.).

Judit Kecskeméti stellt am Ende ihrer ausführlichen Analyse der (frühen) christlichen Texte fest, dass trotz zahlreicher Verurteilungen, ja scharfer Verdammung der griechischen Philosophie und Literatur sich nahezu alle großen christlichen Autoren ihrer Mittel bedienten, vor allem der Rhetorik und der Konzentration auf Tugend (in völlig anderer Bedeutung), um ihre Ziele zu erreichen (S. 195). Die kritische Auseinandersetzung mit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² »Le style est l'homme« (S. 147).

griechischer *paideia* führte also gerade nicht zu ihrem Ausschließen und zur Entwicklung eines neuen Konzepts. Es wurde lediglich der Zweck, nicht das Mittel selbst abgelehnt.

Die Autorin springt sodann in ihrer Untersuchung von Porphyry zu Erasmus von Rotterdam, was die Leserin bzw. den Leser etwas verwundert über die zwischen den beiden Autoren liegende lange Zeitspanne zurücklässt. Wichtig scheint ihr der Punkt zu sein, dass mit Erasmus und mit dem Beginn des Humanismus die griechische *paideia* im Sinne griechischer Kultur und Bildung wieder eine (neue) Blütezeit erlebte, die sich nicht nur in einer ausgedehnten Rezeption antiker griechischer Autoren niederschlug³, sondern auch die griechische Rhetorik erneut stilbildend werden ließ. Das Griechische wird für seine Ausdrucksstärke, Schönheit und Präzision wertgeschätzt und bewundert. Besonderes Gewicht hatten bei dieser Entwicklung laut Judit Kecskeméti die Druckereien und Druckermeister, die zahlreiche Wörterbücher und Grammatiken verlegten. Einige Druckermeister nahmen innerhalb dieser Bewegung eine zentrale Rolle ein: So konnte Guillaume Budé beim französischen König die Einrichtung des Collège Royal (1530) erwirken, in dem zahlreiche, nicht an der Sorbonne vertretene Disziplinen unterrichtet wurden (S. 219).

Erst im Fazit kommt die Autorin doch noch sehr kurz auf die Rezeption und Entwicklung der *paideia* in Byzanz zu sprechen. Zwar postuliert sie an früherer Stelle (S. 207), dass die intellektuelle Verbindung zwischen Byzanz und dem Westen nie abgerissen sei, doch erscheint dieser wenige Seiten umfassende Anhang mehr als Pflicht denn als Kür. Für Leserinnen und Leser, die mit der großen Thematik nicht sehr vertraut sind, wäre ein Sichtbarmachen dieser Verbindungen und Bezugnahmen hilfreich gewesen. Die Bibliografie beschränkt sich auf wenige, meist einschlägige Titel und trotz oder gerade wegen der ausführlichen Verwendung der Quellentexte kommt die Einbindung und Rezeption der (aktuellen) Sekundärliteratur etwas zu kurz und lässt das Buch insgesamt eher deskriptiv und wenig analytisch erscheinen. Methodischer Zugriff und Stoffauswahl werden nirgends näher begründet, weswegen die Darstellung mitunter etwas windschief daherkommt; ebenso seltsam mutet der Aufruf zur Verteidigung der griechischen *paideia* auch in unserer heutigen Zeit an (S. 231f.). Dennoch ist es der Autorin gelungen, sich dem nahezu unüberschaubaren Thema gewinnbringend zu nähern, und das Buch ist, trotz der angeführten Mängel, eine anregende Lektüre, was vor allem die griechische Antike angeht. Insbesondere der Teil zu Homers *paideia*-Begriff und auch die Rolle der Druckermeister kann Judit Kecskeméti knapp, aber präzise darlegen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83612](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83612)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ »L'histoire de la paideia est l'histoire de la transmission des textes et de la transmission des transmetteurs ensuite« (S. 219, Anm. 22).

Katrin Kogman-Appel, Catalan Maps and Jewish Books. The Intellectual Profile of Elisha ben Abraham Cresques (1325–1387), Turnhout (Brepols) 2020, 358 p., 122 col. ill. (Terrarum Orbis, 15), ISBN 978-2-503-58548-2, EUR 125,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jacques Paviot, Créteil

Katrin Kogman-Appel offre une somme sur Elisha ben Abraham Cresques, à qui est attribué l'«Atlas catalan» conservé à la Bibliothèque nationale de France, grâce à l'accès (limité) qui lui a été accordé au ms. «Farhi», détenu en mains privées en Israël (pour autant des publications ou une édition en augmenteraient la valeur). Elle a divisé son livre en huit chapitres, le premier étant consacré en gros à la vie d'Elisha Cresques et aux sources, le deuxième à ses manuscrits et les six autres à l'«Atlas catalan», appelé ici «Ecumene Chart», expression curieuse car «chart» est «carte nautique», alors que l'«Atlas catalan» est un hybride entre une carte nautique et une carte du monde connu.

Le titre du premier chapitre, «Book Art for Jewish Patrons – Charts for the Court» (p. 25–59) résume bien la production d'Elisha Cresques, bien que les cartes ne soient qu'attribuées (par absence de signature). Elisha Cresques est né dans une famille de rabbins (son grand-père, son père) de Majorque, ce qui lui a permis de recevoir une bonne éducation et il est devenu scribe de sa synagogue en 1361; il est entré au service du roi sans doute dans les années 1350. Sans doute aussi que Vidal, enlumineur à la cour royale en 1341, était son frère, et Astruch, un cartographe mentionné entre 1375 et 1380, son cousin. Il s'est marié dans les années 1350 et a eu trois enfants, dont un fils Jafudà, qui lui succéda comme cartographe, et une fille Astruga; il a testé en 1375 (à l'occasion d'une maladie?), mais n'est mort qu'en 1387. Lui sont donc attribués l'«Atlas catalan», le ms. Farhi (commencé en 1366 et terminé en 1382: il contient 1056 pages, contenant une Bible et d'autres textes en rapport avec la religion), et cinq cartes portulans (plus exactement cartes nautiques, mais qui n'étaient pas destinées à des marins).

L'objet du deuxième chapitre, «Collecting Books» (p. 61–92), est la collection de livres qu'il a exploitée pour composer le ms. Farhi. On sait qu'il a été impliqué dans la vente des 156 livres du savant religieux et médecin Lleó Judah Mosconi à Majorque en 1375, et qu'avec son fils il en a acheté neuf, sur la religion et la philosophie juives. Elisha Cresques était intéressé dans l'exégèse biblique (Midrash), la langue et la grammaire (Massorah), l'histoire, le calendrier, la cosmologie, ces derniers thèmes se retrouvant dans les premiers feuillets de l'«Atlas catalan».



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dans le troisième chapitre, »Visualizing the Ecumene at Large« (p. 93–131), Katrin Kogman-Appel rappelle l'histoire de la cartographie médiévale et se penche plus particulièrement sur la représentation oblongue de l'œkoumène (en fait du monde connu entre les 10^e et 60^e parallèles Nord pour l'»Atlas catalan«). Après la conception d'une telle figuration, il fallait visualiser l'œkoumène: Elisha Cresques a pu se servir de l'ouvrage d'al-Idrisi (mi-XII^e s.) et des cartes de Pietro Vesconte (fl. 1311–1327), ainsi que des lignes de la rose des vents et des climata de la géographie arabe. Dans le quatrième chapitre, »Filling the Details« (p. 133–164), Katrin Kogman-Appel reconstitue la réalisation de la carte avec la localisation des lieux sur les quatre feuilles de parchemin (65 x 50cm) et, avant de les étudier en détail, jette un regard circulaire sur les différentes régions.

Elle aborde celles-ci dans les chapitres suivant selon une approche que l'on pourrait qualifier de culturelle (au sens large) – qu'elle qualifie de »sémiotique« – et aussi politique. Ainsi le court cinquième chapitre, »Political Space Between the Baltic Sea, the Atlantic and the Mediterranean« (p. 165–180) est consacré à l'Europe et à la Couronne d'Aragon. Dans le sixième chapitre, »Imagining Islam in Africa and the Middle East« (p. 181–218), Katrin Kogman-Appel s'intéresse aux portraits (plutôt représentations) des souverains, au regard européen sur l'Islam, aux territoires musulmans (Grenade, Maghreb, Afrique noire musulmane, sultanat mamelouk d'Égypte et de Syrie, Arabie, début de l'empire ottoman), à la culture islamique comme un espace familier, enfin au regard juif sur l'Islam.

Le septième chapitre, »The Mongol Khanates« (p. 219–235) est l'occasion de rappeler les images de l'Asie diffusées depuis les premiers voyages à la cour du grand khan mongol. Enfin, dans le huitième chapitre, »Mythical Space: Past and Future« (p. 237–280), Katrin Kogman-Appel ajoute les dimensions religieuses et eschatologiques: la transformation de l'espace du pèlerinage chrétien, les peuples enfermés de Gog et Magog, les tribus juives au-delà du Sambatyon, les lettres hébraïques du Prêtre Jean, l'Antéchrist ou le roi Daniel.

Dans une courte conclusion, »Epilogue« (p. 281–284), elle donne un jugement sur l'œuvre d'Elisha Cresques. Suivent des appendices: la transcription de textes hébreux – l'on peut fortement regretter l'absence de traduction (il n'y a que deux pages), notamment pour le colophon du ms. Farhi, qui contient des données autobiographiques –, des listes de termes que l'on trouve en catalan dans l'»Atlas« et en hébreu dans le ms. Farhi, d'autres de correspondances de toponymes de l'»Atlas« avec ceux des géographies arabes (principalement al-Idrisi), une copieuse bibliographie (p. 299–340), un index des manuscrits et des cartes, des noms de lieu, de personne et de matière, enfin un riche recueil de reproductions.

Avec son livre sur Elisha ben Abraham Cresques, Katrin Kogman-Appel a réussi la difficile gageure de recréer le milieu intellectuel et

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83620](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83620)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

religieux de ce juif de Majorque, homme religieux, homme de cour, savant, calligraphe, enlumineur, cartographe, et au-delà de lui de tout un monde soumis à des influences non seulement juives, mais aussi chrétiennes et musulmanes, qui lui ont permis de réaliser ces œuvres qui nous étonnent encore.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83620](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83620)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Priester Konrad, Chronik des Lauterbergs (Petersberg bei Halle/S.), hg. von Klaus Naß, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2020, VI–410 S., 8 Abb. (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi, 83), ISBN 978-3-447-11386-1, EUR 68,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Matthias Weber, Bochum

Es ist eine wichtige, notwendige und verdienstvolle Arbeit, bereits innerhalb der MGH edierte Texte unter Einbezug neu aufgefundener Handschriften, revidierter Forschungsmeinungen oder hinsichtlich festgestellter ungenügender Qualität der Erstedition einer erneuten Bearbeitung zu unterziehen. Als neuestes Werk unter diesen »Updates« liegt nun die in besonderem Maße für die Geschichte der Wettiner unentbehrliche, dem Priester mit Namen Konrad zugeschriebene Chronik des Lauterbergs vor (»Chronica Sereni Montis«), die ursprünglich von Ernst Ehrenfeuchter 1874 herausgegeben worden ist (MGH SS 23, S. 130–226). Der Zeitraum zwischen der Forderung nach einer erneuten Edition und der Umsetzung eines solchen Ansinnens mag bisweilen ein sehr langer sein. Bereits 1917 formulierte Willy Hoppe im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte 38 den Wunsch nach einem »handliche[n], brauchbare[n] und gut kommentierte[n] Duck« der Chronik (S. 417). Nach nunmehr 103 Jahren ist dieses Unternehmen in einer Form umgesetzt worden, die nicht nur die Hoffnungen Willy Hoppes erfüllt, sondern auch die Nutzerinnen und Nutzer unserer Zeit ohne Einschränkungen zufriedenstellen dürfte.

Die hohe Qualität der Edition ist selbstverständlich dem (End)bearbeiter zuzuschreiben, der bereits in der Vergangenheit durch umfangreiche und hochwertige Editionen hervorgetreten ist; zu nennen sind hier der »Annalista Saxo« sowie die zuvor vielleicht sogar noch länger erhoffte Neuedition des »Codex Udalrici«. Der Editor übernahm die Arbeit an der Chronik Konrads vom Hallenser Altphilologen und Mittellateiner Wolfgang Kirsch, der, mit der Arbeit seit 1997 betraut, diese krankheitsbedingt nicht zu einem Abschluss bringen konnte. Die Notwendigkeit einer Neuedition begründet der Bearbeiter mit gleich mehreren Argumenten (S. 57): Aufgrund falscher Annahmen der Zusammenhänge zwischen den überlieferten Handschriften habe Ehrenfeuchter »editorisch falsche Entscheidungen« getroffen, zudem sei »der Apparat der Ausgabe [...] unvollständig und fehlerhaft, Kommentar und Register sind mangelhaft«. Der über Jahrzehnte ruhenden Forschung zum Werk, die erst im aktuellen Jahrtausend wieder zum Leben erwacht ist, soll für eine zukünftige intensivere Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Werk die Grundlage bereit werden.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dem eigentlichen Text der Chronik stellt der Bearbeiter eine umfangreiche Einleitung voran, versehen mit einem aktuellen Quellen- und Literaturverzeichnis. Der Anhang enthält eine Edition des Mirakels von Aschersleben aus den verlorenen »Ilseburger Annalen«, die Erstedition der für die Textrekonstruktion bedeutsamen »Gesta Syfridi abbatis Pygaviensis«, eine Liste der Propste des Stifts Lauterberg sowie eine Stammtafel der in der Chronik genannten Wettiner. Der Band schließt mit einem Handschriften-, Stellen-, Namen- und Sachregister sowie acht fotografischen Abbildungen aus verschiedenen Handschriften.

Die Einleitung untergliedert der Bearbeiter in zehn Unterkapitel, um damit einerseits zum Teil lange bekannte Zusammenhänge und Erkenntnisse zusammenzuführen, aber auch bereits modifizierte oder neue Ansichten zum Werk zu ergänzen. Neben der Frage nach dem gemäß der Überlieferung korrekten Namen des Textes sowie der Überlieferungssituation wird entgegen früherer Bemühungen der überzeugende Versuch angetreten, den Lautenberger Kanoniker und Priester Konrad als Verfasser des Textes zu identifizieren und diesen mit einem Lautenberger Schreiber gleichen Namens in Übereinstimmung zu bringen (S. 7–15).

Im Weiteren werden knapp die Abfassungszeit genauer präzisiert (S. 19: Grundstock um 1223/1224), dem Inhalt sowie der Arbeitsweise des Autors nachgespürt und die Tendenz des Werkes präzisiert. Der Text sei aufgrund des geschilderten Niedergangs des Stiftes und des dafür in besonderem Maße verantwortlichen Propstes Dietrich »eine Abrechnung mit der Waffe der Geschichtsschreibung« (S. 28). Besondere Aufmerksamkeit wird dann den verwendeten Vorlagen gewidmet (S. 28–54). Die Einleitung schließt mit knappen Angaben zur Nachwirkung des Textes, dessen Editions-geschichte sowie kurzen Bemerkungen zur Textgestalt.

Die der Edition zugrunde gelegten drei Handschriften hatte bereits Ehrenfeuchter 1874 für seine Ausgabe verwendet, dabei jedoch die Abhängigkeitsverhältnisse falsch beurteilt und daraus resultierend fehlerhafte Entscheidungen getroffen. Die genannten weiteren Texte, die Ehrenfeuchter zum Teil noch unbekannt waren, besitzen für die Texterstellung unterstützende Funktion. In den textkritischen Apparat sind neben den üblichen Varianten sinnvollerweise auch Abweichungen gegenüber der Textgestalt bei Ehrenfeuchter integriert worden. Zusätzlich hätte die vergleichende Aufnahme der ursprünglichen Paginierung der alten MGH-Edition zum Zwecke einer schnelleren Benutzbarkeit erwogen werden können. Die Sachanmerkungen sind knapp gehalten, umfassen aber alle relevanten Informationen. Der Editionstext selbst weist durch Petitsatz Abhängigkeiten zu Vorlagen oder durch Ableitungen rekonstruierte verlorene Vorlagen aus. Die mithin auf hohem Standard gearbeitete Edition lässt keine Wünsche offen und wird die Grundlage aller weiteren Bemühungen der Forschung um die Chronik des Lautenbergs darstellen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83621](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83621)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Lehnertz, Judensiegel im spätmittelalterlichen Reichsgebiet. Beglaubigungstätigkeit und Selbstrepräsentation von Jüdinnen und Juden. 2 Bände, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2020, XX-934 S., 197 Abb. (Forschungen zur Geschichte der Juden. Abteilung A: Abhandlungen, 30), ISBN 978-3-447-11507-0, EUR 168,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Luc Fray, Clermont-Ferrand

Ce volumineux ouvrage en deux tomes est la version remaniée d'une dissertation doctorale présentée lors du semestre d'été 2018 dans le cadre de l'Arye Maimon-Institut für die Geschichte der Juden de l'université de Trèves, sous la direction du professeur Lukas Clemens et du regretté professeur émérite Alfred Haverkamp, décédé en mai 2021.

Le second tome consiste en un catalogue de 182 fiches répertoriant, sous le concept »Judensiegel«, les sceaux possédés et utilisés, au sein du *regnum teutonicum*, par des individus juifs ou des communautés juives, du dernier quart du XIII^e siècle à 1510, le XIV^e siècle étant le mieux représenté. S'y ajoutent les »sceaux aux dettes« émis par deux autorités chrétiennes (les villes d'Aschaffenburg et Tauberbischofsheim) mais auxquels les juifs recourraient pour la reconnaissance de leurs contrats de prêts. La plupart de ces sceaux (et quelques rares matrices) ont été matériellement conservés et font l'objet d'une représentation photographique en noir et blanc. Une cinquantaine sont cependant perdus, connus par des mentions textuelles ou par des études ou esquisses d'érudits. Ont été traitées à part 29 indications de sceaux juifs, entretemps disparus, renseignés par les formules de corroborations de 42 actes supplémentaires, datés de 1257 à 1457.

Compte non tenu de cette dernière catégorie, le corpus – qui concerne une quarantaine de localités – couvre toute la partie méridionale et centrale du monde germanique médiéval, de Trèves (les juifs de cette ville nous ont laissés 25 sceaux) et de l'Alsace à l'Autriche (Vienne et Graz) et d'une ligne septentrionale Cologne-Münster-Brunswick (cette dernière ville fournit 19 sceaux) à la Souabe, la Suisse (Zurich et Berne) et même la Slovénie (Cilly/Celje). La plus grande concentration des sceaux repérés s'opère à l'ouest, dans la zone mosello-rhénane (avec 56 mentions pour 17 localités); le reste des fiches se distribue de façon plus éparse avec cependant le point fort danubien de Ratisbonne (22 sceaux) et quelques concentrations secondaires, telles Augsburg (6) et Erfurt (5).

Le corpus met en avant une centaine d'individus juifs – dont deux femmes, présentes à sept reprises – et trois communautés



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

juives (Augsbourg, Rothenburg ob der Tauber et, par deux fois, Ratisbonne), dont le mode iconographique souligne le parallélisme de conception de ces représentations avec celles des différents types *d'universitates* chrétiennes.

Chaque fiche renseigne sur la datation attribuable et sur le type du sceau; suivent une description de la représentation sigillaire, la résolution de l'inscription (en latin, en hébreu, parfois mixte), des renseignements sur la matérialité de l'objet (forme, taille, état de conservation) et les références à d'éventuelles éditions antérieures. Puis la fiche s'attache au document qui, le plus souvent, porte encore le sceau (type, analyse diplomatique, repérage des éditions ou registes, bibliographie). Vient enfin une discussion sur la pièce considérée, d'une longueur moyenne d'une à deux pages mais qui peut parfois prendre plus d'ampleur, jusqu'à neuf pages pour l'un des sceaux augsbourgeois. Il convient d'ajouter qu'une cinquantaine de clichés photographiques accompagne une part de ces fiches pour appuyer des comparaisons thématiques ou stylistiques avec des pièces d'archives, des enluminures de manuscrits ou des pièces muséales.

Le catalogue sert de base à l'étude de ces sceaux, objet du volume 1: après une longue introduction justificative et une étude générale consacrée aux origines, puis aux développements, jusqu'au début de la période moderne, de la capacité sigillaire des juifs d'Ashkenaz et de leur pratique du scellement, l'auteur consacre un chapitre à une étude de synthèse des sceaux, puis aux documents auxquels ils sont appendus, insistant sur le rapport au document scellé, à son formulaire mais aussi à son contexte, tandis que sont mis en comparaison sceaux juifs et sceaux chrétiens, y compris quant à leurs caractéristiques matérielles externes (matériau, forme, taille, couleur) et internes (inscriptions et iconographie): chap. III et IV.

Suivent des analyses plus appuyées concernant deux des principaux centres de cette pratique: la principauté archiépiscopale tréviroise et la ville libre de Ratisbonne (chap. V et VI). Le dernier chapitre est consacré à la gestion du droit au sceau. Viennent enfin la conclusion générale, un court résumé en anglais, la liste des sources et la bibliographie. Ce premier volume se clôt par un index dont on regrettera qu'il ne comporte pas d'identification géographique des toponymes, pas plus que leur cartographie, lacunes gênantes dans le cas des localités de second rang, assez abondamment représentées pourtant dans le corpus. Il manque également une analyse géographique de la pratique sigillaire qui aurait contribué, d'une autre façon, à dessiner les contours du »pays ashkénaze« médiéval.

L'auteur souligne que c'est à la fin du XIII^e siècle, au moment où la croissance de l'usage du sceau dans les actes et les contrats entre chrétiens entre dans sa phase la plus intensive, qu'apparaissent les premières utilisations d'initiative juive, de la part des personnes comme des communautés. À cette concomitance s'ajoute le fait que la quasi-totalité des écrits auxquels s'attachent ces sceaux sont des contrats entre juifs et chrétiens (les juifs recourant, pour leurs

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83622](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83622)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

affaires et contrats internes à la communauté, à d'autres moyens de légitimation).

Ce trait explique le caractère bilingue de beaucoup des légendes sigillographiques, au sein desquels cependant la part latine ou vernaculaire du texte signale toujours, après le nom, le statut juif de la personne («Jude») et parfois son origine, tandis que la partie rédigée en hébreu suit strictement l'usage juif de la séquence nom, patronyme, formule de bénédiction; quant à l'iconographie du sceau juif, elle se distingue de son homologue chrétienne par la fréquence d'emploi du motif du »Judenhut« et de celui associant croissant de lune et étoile. En revanche, les caractéristiques matérielles et les canons stylistiques, mais aussi la fin d'authentification et le souci d'autoreprésentation apparaissent communs aux sceaux juifs comme chrétiens. Il demeure qu'un thème iconographique commun aux deux communautés peut relever d'intentions divergentes.

En définitive, l'auteur propose une étude combinant histoire et histoire de l'art, diplomatique et sigillographie, histoire de la pratique sigillaire et histoire des représentations sociales. Les sceaux juifs du Moyen Âge en ressortent comme un type de sources de premier ordre, fait de témoignages documentaires personnalisés (»Egodokumente«) dont l'étude éclaire de façon nouvelle la culture matérielle des juifs médiévaux et la pesée de la place du peuple juif au sein de la société chrétienne, entre affirmation des particularités et parallélisme de certains us et comportements. Enfin, de même que l'intensité de l'usage du sceau dans l'Europe chrétienne septentrionale contraste avec la puissante pratique notariale propre aux régions plus méridionales, l'adhésion des juifs d'Ashkenaz à la pratique sigillaire souligne la différence d'avec la culture séfarade.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83622](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83622)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Simon Liening, Das Gesandtschaftswesen der Stadt Straßburg zu Beginn des 15. Jahrhunderts, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2020, 254 S. (Mittelalter-Forschungen, 63), ISBN 978-3-7995-4384-2, EUR 34,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Tobias Daniels, München

In dem seit einigen Jahrzehnten florierenden Forschungsfeld der Diplomatiegeschichte nimmt die Stadt Straßburg aus zumindest zwei Gründen eine herausragende Stellung ein: Erstens aufgrund ihrer reichen Überlieferung, und zweitens – forschungsgeschichtlich betrachtet (wobei auch auf die problematischen politischen Hintergründe des 20. Jahrhunderts zu verweisen ist) – aufgrund der bedeutenden Impulswirkung des Alterswerks von Hermann Heimpel zu der Familie Vener¹. Abseits solcher prominenter Gestalten und Familienverbände wurde das Straßburger städtische Gesandtschaftswesen in jüngerer Zeit jedoch weniger gewürdigt. Hier setzt die bei Sabine von Heusinger, einer der gegenwärtig besten Kennerinnen der elsässischen Archivlandschaft, verfasste, leicht überarbeitet publizierte Dissertation von Simon Liening an. Sie zeigt, welche großen Erkenntnisfortschritte die Forschung auch heute noch durch Arbeiten machen kann, die sich mit unediertem Archivmaterial befassen.

Die Arbeit beginnt mit einer Situierung ihres Gegenstandes in den Kontext der vorwiegend deutschen Forschung zum Gesandtschaftswesen und konstatiert, dieser Bereich stelle für die Städte ein noch recht unbeackertes Feld dar². Sie legt dann den Straßburger Fall in Quellen und Forschung dar. Es folgen drei Großkapitel, welche den Kern der Analyse ausmachen. In Kapitel II (»Organisation und Zuständigkeiten: Gesandtschaften und Außenpolitik«) kann Simon Liening zunächst aufzeigen, dass die Verfassungsänderungen des 14. Jahrhunderts in Straßburg eine Umgewichtung des traditionell patrizischen Einflusses zu den Zünften hin mit sich brachten, außerdem, dass fortan dem Stadtrat entscheidende, aber nicht exklusive Bedeutung für das

¹ Hermann Heimpel, Die Vener von Gmünd und Straßburg 1162–1447. Studien und Texte zur Geschichte einer Familie sowie des gelehrten Beamtentums in der Zeit der abendländischen Kirchenspaltung und der Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel, 3 Bde., Göttingen 1982 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 52).

² Siehe auch: Christian Jörg, Michael Jucker (Hg.), Spezialisierung und Professionalisierung. Träger und Foren städtischer Außenpolitik während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Wiesbaden 2010 (Trierer Beiträge zur den historischen Kulturwissenschaften, 1).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gesandtschaftswesen zukam, und ferner, dass ein begrenzter Personenkreis an dessen Politik partizipierte.

Aufschlussreich sind hier die aus den Quellen gewonnenen konkreten Beobachtungen zu diplomatischen Praktiken, teils unscharfen Kompetenzen, zu In- und Exklusion von Gesandten in die Prozesse, zu Entsendungen durch städtische Initiative oder Anforderung von außen. Wir erfahren etwas über Geheimhaltung, die bis hin zu Aufforderungen zum Zerreißen von Briefen ging, sowie zu Einfluss und Handlungsspielräumen der Gesandten, etwa auch durch das Pflegen von Parallelkorrespondenzen (mit Rat und Ammeister). Als Rahmenbedingungen der Gesandtschaften werden auch ihre Finanzierung und Ausstattung besprochen. Nach einer Einteilung des Personals in Boten, Gesandte und Stadtschreiber werden von 37 ermittelten Personen einige von ihnen vorgestellt (hierbei wäre m. E. eine ausführlichere Prosopografie in stärkerer Systematisierung hilfreich gewesen).

Kapitel III (»Kontextbezogene Herausforderungen für Straßburger Gesandtschaften«) stellt dann drei *case studies* der Straßburger Diplomatie vor, einmal bei dem Thronwechsel des Jahres 1400 nach der Absetzung Wenzels. Hier wird die kontinuierliche Beobachtung und Bewertung des Geschehens durch die Gesandten verdeutlicht. Das zweite Beispiel ist die Gründung des Marbacher Bundes im Jahr 1405. Hierbei wird das konfliktbeladene Verhältnis der Stadt zu König Ruprecht dargelegt. Unter Nutzung der Edition der »Deutschen Reichstagsakten, Ältere Reihe«, kann der Verfasser drei Phasen der Verhandlungen detailliert analysieren: von Vorverhandlungen (Stichwort: Konsensfindung) über Gesandtschaften (Stichwort: Interessenvertretung) bis hin zum Ausscheiden Straßburgs aus dem Bund durch eine Einigung mit Ruprecht.

Das dritte Beispiel betrifft die städtischen Verhandlungen im Konflikt mit ihrem Bischof Wilhelm von Diest am Konstanzer Konzil, bei denen die Gefangennahme des Bischofs zur Verhängung des Interdikts und zu einem Konzilsprozess führten. Auch wenn eine ältere Abhandlung Finkes schon vorlag, kann der Autor hier teils erstaunlich viel Neues aus den Gesandtenberichten bringen. Dies gilt auch für Kapitel IV (»Symbolische Kommunikation und Straßburger Gesandtschaften«), in dem Liening seine Quellen systematisch zu Aussagen über Rituale und symbolische Kommunikationsformen (Eid, Huldigung, Geschenke, Mahlzeiten usw.) befragt, für die Gesandte Straßburgs Experten sein mussten. Spektakulär fällt der Bericht über ein gescheitertes Ritual bei der Herzogserhebung Amadeus' VIII. von Savoyen durch König Sigismund auf dem Konzil von Konstanz aus: *da ist dasz gerust zerbrochen do der kunig und die heren uf stunden und ist etwiewiel lut geschadiget worden, besunder der jung von Oetingen miner frowen der margafen bruder hat ein fusz usz gevallen*« (S. 174 mit Anm. 720)!

Wer auf der Suche nach dem Haar in der Suppe ist, könnte erstens die Zitierweise in den Fußnoten monieren: Neben der Angabe der Signaturen und den löblichen Transkriptionen der gänzlich

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83627](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83627)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

deutschsprachigen Dokumente wäre es für Leserinnen und Leser von Interesse gewesen, jeweils konkret zu wissen, wer wann und von wo an wen schreibt. Auch ließe sich betonen, dass eine stärkere Kontextualisierung bzw. Einbindung der Arbeit in die breit vorhandene jüngere internationale Forschungsliteratur zur Praxis des (vor allem auch italienischen und französischen) Gesandtschaftswesens dem Buch an mancher Stelle größere Tiefe verliehen hätte³. Zudem hätte eine vergleichende Perspektive zu städtischer Diplomatie manche Mechanismen und Praktiken noch stärker zutage treten lassen können⁴.

Für das große Feld der Diplomatiegeschichte und insbesondere des städtischen Gesandtschaftswesens liegt nun für Straßburg eine solide, konsequent aus reichem Quellenmaterial gearbeitete Studie vor, die in dieser Form auch gute Ansatzpunkte dafür liefert, die angedeuteten größeren Fragen in weiterer Perspektive und in größeren Forschungsverbänden zu untersuchen⁵.

³ Beispielsweise: Dante Fedele, *Naissance de la diplomatie moderne (XIII^e–XVII^e siècles). L'ambassadeur au croisement du droit, de l'éthique et de la politique*, Baden-Baden 2017 (*Studien zur Geschichte des Völkerrechts*, 36); Monica Azzolini, Isabella Lazzarini (Hg.), *Italian Renaissance Diplomacy. A sourcebook*, Durham, NH 2017 (*Durham Medieval and Renaissance Texts and Translations*, 6).

⁴ Beispielsweise, auch zur Methodik: Heinrich Lang, *Cosimo de' Medici, die Gesandten und die Condottieri. Diplomatie und Kriege der Republik Florenz im 15. Jahrhundert*, Paderborn 2009.

⁵ Erwähnt sei hier der Band: Roland Deigendesch, Christian Jörg (Hg.), *Städtebünde und städtische Außenpolitik: Träger, Instrumentarien und Konflikte während des hohen und späten Mittelalters*. 55. Arbeitstagung in Reutlingen, 18.–20. November 2016, Ostfildern 2019 (*Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung*, 44), mit einem Beitrag von Simon Liening.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Michael Lower, The Tunis Crusade of 1270.
A Mediterranean History, Oxford (Oxford
University Press) 2018, XX-216 p., 4 b/w maps,
ISBN 978-0-19-874432-0, GBP 63,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Richard Knorr, Heidelberg

Bei diesem Buch handelt es sich um das Ergebnis eines bereits seit zwei Jahrzehnten von Michael Lower verfolgten Projekts. Als Spezialist für Kreuzzüge des 13. Jahrhunderts¹ und die christlich-muslimischen Beziehungen wendet sich Lower in dieser Studie dem zweiten Kreuzzug Ludwigs IX. und dessen Einfluss auf den Mittelmeerraum zu.

Bisher wurde der Kreuzzug hauptsächlich aus der Perspektive der Kreuzfahrer (Ludwig und Karl von Anjou) betrachtet. Lowers Ansatz ist insofern innovativ, als er einen multiperspektivischen und multikonfessionellen (S. 9) Ansatz aus globaler bzw. paneurasischer Sicht (S. 71f.) anstrebt und dabei nicht nur die Perspektive der Kreuzfahrer oder der arabisch-muslimischen Herrschaften (wie etwa Cobb oder Hillenbrand) einnimmt, sondern auch die von al-Mustansir, dem Herrscher von Tunis, und die von Baibars, dem Sultan von Ägypten.

Zudem werden die italienischen Seerepubliken, das Papsttum, das Ilkhanat und Byzanz berücksichtigt. Lower bemerkt, dass der Kreuzzug nach Tunis »not a European Crusade, but a Mediterranean Crusade« war, und moniert das »academic gerrymandering«, das in den vergangenen Jahrhunderten entstand und zu großen Teilen noch fortbesteht (S. 1f.). Dabei orientiert sich Lower mit diesem Ansatz offen an Nirenberg, Kafadar und Jackson.

Ähnlich wie die Protagonisten seiner Studie scheint Lower den bisherigen, teils binären Forschungsperspektiven (*souls/money; confrontation/accommodation; spiritual/material*) gegenüber eine ausgleichende Haltung einzunehmen: »Louis and Charles both found what they wanted in Tunis: it was a place where Muslim souls could be won and Hafsid money could be had; where Latin Christian commercial interests and missionary initiatives could be advanced; and where methods of militant confrontation and conciliatory diplomacy could be tried« (S. 5).

Das Buch ist folgendermaßen gegliedert: Auf die Einleitung folgt in Kapitel 1 die Vorstellung der beiden Akteure, Sultan Baibars und König Ludwig der Heilige, mit Rückbezug auf Ludwigs ersten Kreuzzug 1249/1250. Lower unterstreicht, dass beide ein Interesse



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Michael Lower, *The Baron's Crusade. A Call to Arms and Its Consequences*, Philadelphia 2005 (The Middle Ages Series).

an der Levante und dem Heiligen Land hatten (»self-sanctification«, re-Christianization vs. religious legitimation«, defense against the Mongols«, S. 7).

Kapitel 2 ist den Biografien und Strategien von al-Mustansir und Karl von Anjou sowie einer Vorgeschichte der kommerziellen und kriegerischen Beziehungen zwischen Sizilien und Tunis gewidmet (S. 7f.). Eine gewisse Konkurrenzsituation zwischen Baibars und al-Mustansir bleiben ebensowenig unerwähnt (S. 45f.) wie dessen Beziehungen zu anderen lateinisch-christlichen Mächten (S. 48f.).

In Kapitel 3 beschäftigt sich der Autor mit »Ablenkungsmanövern« und der Geheimhaltung des eigentlichen Kreuzzugsziels. Kapitel 4 bespricht die nicht reibungslosen Vorbereitungen zum Kreuzzug auf Tunis, die kleineren Gefechte sowie den Tod Ludwigs. Kapitel 5 behandelt die Friedensverhandlungen Karls nach dem Kreuzzug.

Kapitel 6 geht der Frage nach, weshalb man sich ein einziges Mal für einen Kreuzzug nach Tunis entschieden hat, anstelle der üblichen Ziele Levante oder Ägypten. Hier kommt es zu einer dezidierten Auseinandersetzung mit der älteren Forschungsliteratur (»Why Tunis?«). Der Autor hinterfragt das Bild des naiven Königs Ludwig und des berechnenden Königs Karls von Anjou (S. 244–273). Hervorzuheben ist die stärkere Berücksichtigung arabischer Quellen (S. 148f., 168, 172).

Im Abschlusskapitel geht es um die Nachwirkungen des Kreuzzugs im spätmittelalterlichen Mittelmeerraum.

Positiv anzumerken ist, dass die einzelnen Etappen des Kreuzzugs gegen Tunis klar erläutert werden (S. 107f.) und die Rolle von christlichen Söldnern in al-Mustansirs Heer dargestellt wird (S. 110f., 117f.). Überzeugend sind auch die Ausführungen zur Ambiguität, mit der Sultan Baibars dem Angriff auf Tunis gegenüberstand (S. 115f.).

Abschließend lässt sich sagen, dass es dem Autor gelungen ist, die unterschiedlichen Motive und Interessen der einzelnen Akteure herauszuarbeiten und damit ein differenziertes Bild des Kreuzzuges nachzuzeichnen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83629](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83629)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Máirín MacCarron, *Bede and Time. Computus, Theology and History in the Early Medieval World*, London, New York (Routledge) 2019, XII–210 p. (Studies in Early Medieval Britain and Ireland), ISBN 978-1-4724-7663-0, GBP 115,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eoghan Ahern, Liverpool

This important new monograph tackles the subject of the Venerable Bede's writings on time, history and chronology. MacCarron is an able guide to what has the potential to be a somewhat bewildering field, writing with precision and bringing clarity to specialised terminology and complicated calculations. The first three chapters of *Bede and Time* are mostly concerned with an early work of Bede's, »De temporibus«, and it is good to see this hitherto rather neglected text receives such a level of scholarly attention. Particular consideration is paid to the chronicle that makes up the final chapters of that work; this chronicle has generally been referred to by scholars as the »Chronica minora«, a term that implies a secondary relationship to Bede's later chronicle, the so-called »Chronica maiora« (itself part of a longer work, »De temporum ratione«). MacCarron puts forward a convincing argument for approaching the earlier chronicle on its own terms, not simply as a less developed precursor to the later work. She furthermore suggests renaming the two works the »Chronicle of 703« and the »Chronicle of 725«, in order to sidestep this implication of inferiority.

In the second half of the book, MacCarron turns to Bede's other writings on time, namely the aforementioned »Chronicle of 725« and the »Historia ecclesiastica«. In Chapter 4, she compares the presentation of history found in the two chronicles, written more than two decades apart, and shows that Bede gained access to a number of important sources of historical information in the intervening years, including the »Liber pontificalis«, which allowed him to firm up dating and include details not found in the earlier work. Chapter 5 offers an examination of the importance of the Incarnation in Bede's theology, while Chapter 6 discusses the movement towards dating events from the Incarnation and Bede's own contributions to this new dating system.

MacCarron's approach throughout draws on and reflects a number of recent trends in Bedan scholarship. Where he was once celebrated chiefly as a historian and scientist, Bede's writings in other genres have been the subject of renewed study in recent years. As MacCarron notes in her »Introduction«, recent developments in the field have led to some re-framing of Bede's intellectual contribution: we have come to see Bede's history and exegesis as possessing greater originality than had been thought previously, while his computistical writing is now seen as less



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ground-breaking than once it was (p. 10). More than that, scholars now find themselves attempting to avoid the more grandiose claims of originality once heaped upon him and to draw attention instead to what MacCarron calls Bede's »capacity to innovate within tradition« (p. 11). So, in »Bede and Time« we learn that earlier suggestions by scholars that Bede invented AD dating are wrong (p. 136), yet MacCarron argues that Bede did nevertheless make a »distinctive contribution« by applying AD dating to history (p. 144), a departure which she sees as an »extraordinary innovation« and one »far more revolutionary« than the pre-existing use of AD dating to record contemporary events (p. 145).

Bedan scholars have also sought in recent years to bring his works in different genres in dialogue with one another and particularly to read his historical writings in conjunction with his exegesis. That such an approach can pay rich dividends is demonstrated in »Bede and Time«. In examining Bede's chronography, MacCarron does not shy away from discussing his theological understanding: time is, apart from anything else, a deeply spiritual concern for Bede and his entire approach to history is derived from a deeply held Augustinian appreciation of the relationship between the eternal and the transitory. For this reason, his Christology also deeply influenced his sense of history: The Incarnation represented the moment when eternity was made manifest in the temporal world. For Bede, the Incarnation was therefore the crux of history – indeed, it is »striking how little attention« he gave the Passion in his chronicles (p. 119) – and over the course of his career he elaborated this into a developed theology of history of which AD dating was simply one manifestation.

Finally, it is worth noting that an important influence on this method of counting time from the Incarnation was Dionysius Exiguus, whose 95-year Easter table was central to the turbulent debate over the date of Easter. A number of factors have distorted our view of the Insular Easter controversy, not least Bede's own influential presentation of events in his »Historia ecclesiastica«, which encased in amber a particular view of the controversy that still exerts a powerful gravitational pull. Amongst other things, it gives the reader the impression that there was one »Roman« method of calculating Easter when in fact there were two, the Dionysian and the Victorian. Bede himself was a staunch opponent of the latter and an ardent proponent of the former.

It is no surprise then, on one level, to find that Dionysius exerted such an influence, but, for a variety of reasons, the study of *computus* has often found itself segregated off from the rest of Insular studies. The importance of this part of the early medieval intellectual world should not be downplayed, however. In fact, as MacCarron ably demonstrates in this book, early Insular chronicle writing, and historiography was entwined with contemporary computistical debates. Drawing on recent ground-breaking work in the field of Insular computistics, she places Bede against an intellectual backdrop which has too often been left out of studies of his historical and chronological thought.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tristan Martine, Jessika Nowak (dir.), D'un regnum à l'autre. La Lotharingie, un espace de l'entre-deux?, Nancy (Presses universitaires de Nancy – Éditions universitaires de Lorraine) 2020, 394 p. (Archéologie, Espaces, Patrimoines), ISBN 978-2-8143-0570-0, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laurent Ripart, Chambéry

Dédié à la mémoire de Michel Parisse, ce volume a fait l'objet d'une double introduction, en français et en allemand, par Tristan Martine et Jessika Nowak, qui présentent l'historiographie récente de la Lotharingie. La première partie de l'ouvrage est consacrée à ses rois fondateurs, à commencer par Lothaire II, dont Eva Maria Butz étudie la *memoria* liturgique, en présentant ses entrées dans les *libri memoriales*, pour souligner en particulier ses liens avec Louis le Germanique. Linda Dohmen présente une étude sur les diplômes de Lothaire I^{er}, édités en 1966 dans les MGH par Theodor Schieffer, en montrant que la question du divorce avec Theutberge a occupé une place importante de la production de la chancellerie royale.

Hérolf Pettiau étudie les déplacements royaux, pour constater que si Lothaire I^{er} s'est situé dans la tradition carolingienne, alternant ses séjours entre Aix-la-Chapelle et les palais lorrains, les déplacements de Lothaire II furent plus erratiques et éloignés, ce qui témoigne sans doute de ses difficultés, liées non seulement aux affaires de son divorce mais aussi au besoin d'être plus présent dans le sud de son royaume.

La deuxième partie de l'ouvrage est consacrée à l'aristocratie laïque et aux relations féodales. Thomas Wittkamp y met en évidence la césure de 885, qui vit d'un côté l'enfermement d'Hugues, fils de Lothaire II, qui scella définitivement la fin du *Teilreich* lotharingien, et de l'autre l'élimination du chef viking Gottsfried, qui mit un terme au processus de constitution en Frise d'une principauté normande, en tout point comparable à celle que Rollo devait construire en Francie occidentale. Daniel Schumacher étudie les stratégies du duc Giselbert, qui s'attacha, dans les années 920 et 930, à construire, entre fidélité et rébellion, une principauté lotharingienne en jouant sur l'opposition entre les deux Francies, sans toutefois parvenir à stabiliser son pouvoir ducal.

Dans une contribution rédigée en allemand, Tristan Martine présente à partir de sa thèse une étude de l'ancrage spatial de l'aristocratie lotharingienne, en montrant à travers le cas des Folmar qu'elle s'organisait au X^e siècle autour de pôles dessinant une aire de domination, avant que les dynasties comtales ne mettent en place un premier processus de territorialisation au



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

début du XI^e siècle, si l'on en juge du moins par l'introduction dans les titulatures de référents toponymiques.

Michel Margue présente une mise en perspective très dense de ses recherches sur l'avouerie lotharingienne, en insistant sur l'évolution de l'institution à la fin du XI^e siècle, lorsque les familles comtales parvinrent à s'emparer, souvent en collaboration avec les abbayes, des droits de haute-avouerie, qui firent partie du processus de constitution des principautés territoriales. Enfin, Thomas Brunner présente une étude du vocabulaire féodo-vassalique des chartes lorraines, à partir de la base de données de l'ARTEM, dans laquelle il souligne la disparition, dès le début du X^e siècle, du terme de *vassalus* ou encore l'apparition à partir de 1080 de celui de *feodum*, sans toutefois pouvoir déterminer le sens historique de cette évolution du vocabulaire de la domination sociale.

La troisième partie de l'ouvrage, consacrée aux pouvoirs ecclésiastiques qui occupaient une place particulièrement importante en Lotharingie, s'ouvre par une étude de Pieter Bytteker, qui s'attache à mettre en perspective l'histoire mouvementée du siège de Verdun avec ses échos dans la rédaction des *Gesta* épiscopales. Anne Wagner présente une étude des translations de reliques effectuées par les évêques lotharingiens, dans laquelle elle montre en particulier comment les évêques de Metz se sont attachés à sanctifier leur ville, en la dotant de nombreuses reliques.

Metz est aussi au cœur de la contribution de Felix Schaeffer, qui étudie la réactivation du souvenir d'Arnulf, après qu'en 869 Charles le Chauve put rattacher l'ouest de la Lotharingie à son royaume. Les questions mémorielles sont à nouveau abordées par l'article de Gordon Blennemann, qui étudie la gestion des paroisses des abbayes féminines de Metz, en montrant qu'elles s'attachèrent à enraciner les droits paroissiaux qu'elles exerçaient dans les derniers siècles du Moyen Âge dans la mémoire de leurs origines, en travaillant sur leurs chartiers.

La quatrième partie de l'ouvrage est consacrée aux questions identitaires. Jens Schneider présente une contribution sur les langues parlées en Lotharingie avant 1100, en soulignant la complexité d'une question, qui a trop souvent été perçue à travers la question réductrice de la «frontière linguistique», avant de présenter le corpus des 18 textes lotharingiens en langue vernaculaire des IX^e, X^e et XI^e siècles. Thomas Bauer revient dans sa contribution sur la thèse de Jens Schneider, qui s'était attaché à remettre en cause l'identité du *regnum Lotharii* qu'il considère pour sa part comme une réalité.

Dans une étude consacrée aux relations entre les chanoines réguliers lorrains et la papauté au temps de la querelle des investitures, Hannes Engl souligne que le pape ne constituait guère alors qu'une «instance réagissante», dans la mesure où il n'intervenait qu'à la demande des acteurs locaux et non de

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83632](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83632)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sa propre initiative. Jean-Pol Evrard consacre une contribution érudite à un étonnant acte de l'évêque Thierry de Verdun pour la collégiale Marie-Madeleine, qui comporte beaucoup d'éléments troublants, dont le moindre n'est pas l'intégration dans l'empreinte du sceau épiscopal de la marque d'une dent attribuée à Madeleine, sans toutefois parvenir à conclure sur l'authenticité et la nature de cet acte atypique. Enfin, Klaus Krönert présente un bilan des travaux récents et des programmes de recherche en cours sur l'hagiographie de l'espace lotharingien, en montrant le dynamisme et en soulignant l'apport des travaux philologiques et la mise en évidence des identités historiques locales.

Dans leurs conclusions, rédigées de nouveau en français et en allemand, Tristan Martine et Jessika Nowak soulignent l'intérêt historiographique du *Zwischenreich* lotharingien, dans la mesure où il offre un terrain concret permettant un dialogue entre les historiographies allemande et française. Ils soulignent la complexité de la communication entre ces deux écoles, fondées sur des traditions historiographiques et des approches problématiques bien différenciées. Ils montrent toutefois que l'approche croisée, qui a été permise ces dernières années par toute une série de colloques et la multiplication des échanges en particuliers doctoraux, fait évoluer les choses en soulignant que plusieurs historiens arrivent désormais à s'emparer des problématiques impulsées par leurs collègues venus de l'autre côté de la frontière historiographique, pour les réinsérer dans leurs propres traditions érudites. Tel est en effet l'intérêt principal de l'étude de ces espaces de l'entre-deux, dont le développement est essentiel à la constitution d'une véritable historiographie européenne, qui pour l'heure reste encore à construire.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83632](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83632)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Csaba Németh, »Quasi aurora consurgens«.
The Victorine Theological Anthropology and Its
Decline, Turnhout (Brepols) 2020, 582 p. (Bibliotheca
Victorina, 27), ISBN 978-2-503-59092-9, EUR 115,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Constant J. Mews, Clayton, Victoria

Csaba Németh has written a large and important book that encompasses not just Victorine thought about the capacity of the soul to know God and its transformation in the 13th century. In recent decades there has been no shortage of books about individual Victorine thinkers, reflecting rediscovery of their importance. This revival has involved a major programme of publication of critical editions of Victorine texts, both in Germany and France. Németh stands apart from a tendency to focus on individual thinkers by providing an overview in three parts.

In the first, he surveys the foundations of theological anthropology that had a great influence on the 12th century, principally of Augustine, but also of Gregory the Great. In the second we are offered a series of impressively thorough chapters about individual thinkers, namely Hugh of Saint-Victor, Richard of Saint-Victor, and Achard and Walter of Saint-Victor, with a concluding overview of the Victorine model and its influence in the later 12th century. The third part examines Victorine influence on a wide range of subsequent thinkers, mostly from the first half of the 13th century, but going as far as both Bonaventure and Aquinas, each of whom would draw on this tradition.

In a short review, it is impossible to do full justice to the scope of this monograph. Perhaps its most valuable contribution is to focus not on slippery notions of spirituality and mysticism, but on doctrine or teaching about the capacity of the soul to know God. One of Németh's core themes is that while the Victorine thinkers owed much to both Augustine and Gregory, they offer a vision of human potentiality that is actually quite distinct from that of the Latin Fathers.

In the opening section, he explains that for Augustine, God was always invisible in this life because of the price of sin and that although our re-formation begins with being baptized in Christ, we only see God in a future life at the resurrection. Augustine sees the ecstatic experience of Saint Paul as an exception rather than as a paradigm of human potential. Gregory argues that we cannot see God in this life at all, although we might have limited vision of his light in this life. While Németh does not mention the contribution of Dionysius the Areopagite in this initial section, his significance in offering an alternative perspective focusing on divine unknowability does emerge in the discussions of Hugh and Richard of Saint-Victor, even if his influence was still limited compared to what would happen in the 13th century.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Not the least interesting part of Németh's reading of Hugh of Saint-Victor is his demonstration that while often called a second Augustine, Hugh in fact develops teaching about image and likeness providing cognitive and affective knowledge of God, effectively integrating this into understanding of the sacraments of faith as integral to the process of restoration to divine life. Without denying Augustinian teaching about original sin and our need for grace, Hugh draws on the Celestial Hierarchy to argue that symbols operate both symbolically and anagogically, but in a way that can be felt, although not expressed. Hugh sees the created world as representing one that is invisible, through which we can learn through contemplation about God's attributes. Németh's presentation of Richard shows how he builds on Hugh's doctrinal framework. Rather than claim (as Nakamura and Coulter have done) that Richard gives priority to affectivity, Németh emphasizes that Richard extends Hugh's teaching about the equal importance to both dimensions of human potential. His particular contribution is to develop scriptural *similitudines* as analogies of human experience.

Perhaps more attention could have been given to Richard's interaction with Bernard of Clairvaux, who certainly does highlight the role of affectivity. As Bernard McGinn has so clearly demonstrated the Cistercian played an important role in developing a theological anthropology, while giving this the label of mysticism or monastic theology. Németh's way of reading Richard as a teacher rather than as a mystic offers a helpful corrective, as well as offering a larger way of appreciating his achievement. Drawing attention to the conceptual framework by which Richard speaks of contemplation as »seeing the truth« provides a way of appreciating the distinction between *speculatio* or cognition through representations (such as provided by Scripture) and *contemplatio*, or unmediated cognition. Compared to Hugh and Richard, Achard and Walter of Saint-Victor are much less well-known.

Németh nonetheless demonstrates their fidelity to the teaching of Hugh and Richard. Whether Achard is dependent on Richard or rather helped shape his teaching, not an issue picked up by Németh, can be debated, Walter, less original (and we could add more polemical) in his perspectives, clearly demonstrates a hardening of boundaries between Victorine and so-called scholastic perspectives by the later 12th century.

Admirers of Peter Lombard may not agree with Németh's comment (p. 281) that in his »Sentences« he was »not so much an original thinker as a teacher providing his student with material for classroom work«. In terms of theological anthropology, Németh clearly shows, however, that Lombard does over-simplify Hugh's teaching about the soul by virtue of his fidelity to what Augustine had to say about Adam before the fall. In the Victorine perspective, the focus is not so much on prelapsarian Adam (as it was for Augustine), but in the capacity of the created human being to know God.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

One slightly awkward phrase that Németh uses on occasion is that of monastic theology as distinct from what he calls the school theology of the late 12th century (as distinct from what he calls the scholastic theology of the 13th and later centuries). Such labels are confusing. To describe Victorine as pursuing monastic theology can be debated, as the label tends to impose uniformity on an immensely wide range of thinkers. Such terminology is not central to this monograph, however.

In the third part of this volume, »Rejection, Transformation, Oblivion«, Németh considers how Victorine optimism about the capacity of the soul to know God was confronted by alternative perspectives, shaped by a tradition of commenting on Peter Lombard's exposition of Paul's account of his rapture. He makes the intriguing comment, however, that 13th-century thinkers tended to avoid speaking so much about the impediment of the body, surely echoing a broader shift away from traditional Augustinian perspectives and increased awareness of the importance of senses in the process of cognition.

His major argument is that scholastic analysis was simply incompatible with that of Victorine teaching. Paradoxically, however, the writings of Hugh and Richard continued to be copied, which might suggest that differences between Victorine and scholastic mind-sets were not quite as sharp as here implied. The fact that Alexander of Hales so often introduces Victorine authors, as also Bernard of Clairvaux, into his commentary on the »Sentences« itself signals that these boundaries are not so sharply defined. Perhaps a little more attention might have been given to the debate in the 13th century about the authorship and value of the »De spiritu et anima«, a text of Cistercian provenance, dependent on Isaac of Stella as well as other sources.

Of great value, however, is Németh's demonstration of how Bonaventure effectively rewrites Hugh of Saint-Victor, in his teaching about the development of the powers of the soul. Given the vast importance of Bonaventure influencing subsequently religious writing as a whole in the medieval period, it seems difficult to argue that Victorine thought disappeared. Rather, as Németh explains, Victorine teaching was reinterpreted in what are commonly called »spiritual writings«. Németh is to be congratulated on producing a monograph of impressive scale, that cannot be ignored in any subsequent study of Victorine thought, either in its formation or influence in the medieval period.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Janice Pinder, *The Abbaye du Saint Esprit. Spiritual Instruction for Laywomen, 1250–1500*, Turnhout (Brepols) 2020, XIV–220 p., 1 b/w ill., 2 b/w tables (Medieval Women: Texts and Contexts, 21), ISBN 978-2-503-58681-6, EUR 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Letha Böhringer, Köln

Diese Abtei vom Heiligen Geist besteht nicht aus Steinen, sondern aus Worten. Es handelt sich um einen kurzen allegorischen Text in der französischen Volkssprache, der sich an geistliche Frauen richtet. Mit seiner Hilfe kann die Leserin meditierend durch imaginierte Räume schreiten, und sie wird von Verkörperungen der Tugenden zu einem Leben in Buße und Askese angehalten. Janice Pinder, Romanistin von der Monash University in Melbourne, legt (im Anschluss an ältere Studien, namentlich der französischen Philologin Geneviève Hasenohr) die Ergebnisse akribischer Text- und Quellenvergleiche und eingehender Handschriftenstudien vor, stellt neue Thesen zur Überlieferungsgeschichte auf und ediert – erstmals – fünf verschiedene Versionen des Textes. Sie entstanden zwischen dem ausgehenden 13. bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts und zeugen von der Popularität dieser frommen Lektüre.

Dies belegen auch die immerhin 13 erhaltenen Handschriften, zu denen noch eine fragmentierte Überlieferung (Fassung Delta) sowie zwei kriegszerstörte Manuskripte zu zählen sind. Sie enthalten durchweg sorgfältig arrangierte und bisweilen aufwendig illuminierte Zusammenstellungen von Andachtsliteratur, in deren Kontext die Abtei gestellt wird und so in einem größeren frömmigkeitsgeschichtlichen Rahmen untersucht werden kann. Die Analyse ganzer Handschriften wird hier als »New Philology« der »recent years« bezeichnet (S. 7 mit Anm. 21), obwohl dieser methodische Ansatz in der Kanonistik seit mehr als einem halben Jahrhundert üblich ist (Raymund Kottje, Hubert Mordek und die Pseudo-Isidor-Forschung) und auf Englisch z. B. von Roger E. Reynolds in seinen liturgiewissenschaftlichen Studien praktiziert wurde.

Die frühesten Handschriften der Abtei entstanden um 1300 und enthalten bereits zwei Redaktionen. Die Version Alpha wurde von Metz und Lüttich über weite Regionen Nordostfrankreichs und Walloniens verbreitet; die Version Beta war im Pariser Raum beheimatet. Bei der Frage der Priorität entscheidet sich Janice Pinder für die Alpha-Version, die ihr zufolge um 1270/1280 entstanden sein könnte.

Im ersten Kapitel werden die literarischen Vorbilder des Textes vorgestellt, die alle aus dem monastischen Bereich stammen, darunter lateinische Meditationen zum »claustrum anime«



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sowie eine Texttradition aus dem zisterziensischen Kontext mit dem Thema des von Tugenden bevölkerten Frauenklosters. Die eigenständige Kompilation der Abtei gehört zu einem im Spätmittelalter aufblühenden Genre: Klösterliches Gedankengut, das ursprünglich für Novizen beiderlei Geschlechts formuliert worden war, wird nunmehr auch an Laien vermittelt und betont innere Disziplin und Frömmigkeit, die sich im äußeren Verhalten widerspiegeln sollen.

Die folgenden fünf Kapitel sind jeweils einer Textversion der Abtei gewidmet, deren Entstehung, Überlieferung und Adressaten diskutiert werden. Angelehnt an die Handschriften erhalten die fünf Versionen zur Unterscheidung leicht modifizierte Namen. Die Janice Pinder zufolge älteste α 1-Fassung »La religion dou cuer de l'abbaye dou saint esprit« (Kap. 2) richtet sich im Prolog an Frauen, die aus Mangel an Eintrittsgeld oder wegen einer bestehenden Ehe nicht in ein Kloster eintreten können und daher als Laien in der Welt ein religiöses Leben führen möchten.

Die Überlieferungszusammenhänge mit anderen Werken geistlicher Lyrik und Prosa verweisen auf »beguine spirituality«, und ein früher Textzeuge aus Metz ist laut Geneviève Hasenohr »commissioned for a specific audience of beguines«; allerdings stammen zwei Handschriften aus Klöstern der Benediktinerinnen (S. 43f.). Janice Pinder sieht in den Adressatinnen »a wide public of laypeople with religious aspirations« (S. 51) und nicht nur Beginen. Von der α 1-Fassung sind abgeleitet eine englische Übersetzung (nicht Gegenstand dieses Bandes) sowie zwei Überarbeitungen des 15. Jahrhunderts (Kap. 5 und 6). »La religion du benoit saint esprit« (γ) wurde bearbeitet für Angehörige des Klarissenordens und betont die Werte von Ordnung und Disziplin in der imaginierten Abtei des Herzens. Eine weitere Fassung »L'abbaye du saint esprit« (α 2) entstand für Margarethe von York, Gattin Karls des Kühnen, die den burgundischen Hofschreiber David Aubert mit der Herstellung der Handschrift beauftragte; sie ist auf 1475 datiert.

Ebenfalls für ein hochadliges Publikum waren die beiden Beta-Versionen des Textes bestimmt (Kap. 3 und 4). Das Manuskript mit der Fassung »La sainte abbaye« (β 1) entstand Ende des 13. Jahrhunderts in Paris für die Zisterzienserinnenabtei Maubuisson (Notre-Dame-la-Royale) in Saint-Ouen-l'Aumône, eine Gründung der Königin Bianca von Kastilien. Diese Version wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts umgearbeitet zu »Le cloistre de l'ame« (β 2), überliefert im Zusammenhang mit Spiegelliteratur für adlige Damen; eine Handschrift stammt aus der Bibliothek des Herzogs von Berry.

Im Schlusswort hält Janice Pinder fest, dass die Abtei mit einer etwa zweihundertjährigen Geschichte der Anpassung an neue Leserinnen sowie der Einpassung in neue Textkompilationen Teil einer erheblichen Produktion von Devotionsliteratur war, die von Autorinnen, Übersetzerinnen und geistlichen Seelenführern stammte. Die Abtei erwies sich als besonders anpassungsfähig,

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83635](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83635)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

weil sie auf spirituelle Innerlichkeit gerichtet war und auf die Vorschrift konkreter Tagesabläufe und Gebetsleistungen verzichtete. Die Baumethapher »remained a powerful symbol of interior self-fashioning for both religious and lay« (S. 126).

Eine solche Untersuchung und vor allem die nun erstmals vorliegenden Editionen markieren gewiss nicht das Ende der wissenschaftlichen Diskussion. Nicht abschließend geklärt scheint die Frage nach der ursprünglichen Fassung. Bisher galt der Text für die adligen Nonnen $\beta 1$ als Ausgangspunkt (vgl. S. 74). Janice Pinder zieht $\alpha 1$ vor, weil diese Version weitaus verbreiteter und einflussreicher war. Das aber ist kein zwingendes Argument. Ausgehend von der Verankerung der Versionen in der Gesellschaft scheint es naheliegender, dass eine Meditation für vornehme Nonnen, deren Allegorien dem monastischen Bereich entstammen, für Frauen »in der Welt« angepasst wurde, als dass ein Text aus bürgerlich-beginalem Milieu für Damen des Hochadels adaptiert wurde.

Freilich ist auch dieses Argument nicht zwingend, denn im Fall der Version für Margarethe von York ist genau dies geschehen. Es ist allerdings möglich, dass Margarethe eine Alpha-Vorlage aus ihrer englischen Heimat vermittelt wurde, wo eine solche der englischen Übersetzung zugrunde lag, und ihr die Beta-Version nicht bekannt war. Zudem ist fraglich, ob man wirklich von der Fiktion eines einzigen Archetyps ausgehen sollte, statt von vornherein zwei Fassungen zu postulieren, die für unterschiedliche soziale Milieus formuliert wurden, sich aber beide an fromme Damen richteten, die nach anspruchsvoller geistlicher Lektüre verlangten und für sich bzw. ihre Gemeinschaften entsprechende Handschriften erwerben konnten.

Die sich überschneidenden Sphären des Klosters und der Laienfrömmigkeit dieser Zeit bedürfen noch weiterer Untersuchungen, die fachübergreifend diskutiert werden sollten. Janice Pinder verweist im Hinblick auf die Umgebung der Entstehung der Abtei auf die frommen Frauen von Lüttich und ihre Spiritualität, indes ohne einschlägige Literatur wie den Sammelband von Juliette Dor u. a.¹. In diesem Band zeigt Penelope Galloway in ihrem Beitrag »Neither miraculous nor astounding. The devotional practices of beguine communities in French Flanders«, dass die Vorstellung einer Beginenspiritualität, wie sie in der Forschung anhand einiger weniger Charismatikerinnen konstruiert wurde (Mechthild von Magdeburg, Hadewijch, Juliana von Cornillon usw.), mit den Praktiken »normaler« Beginen wenig zu tun hat. Last, but not least gibt die vorliegende Studie viele Anregungen und macht auch neugierig auf die Miniaturen – leider enthält die Publikation keine Abbildungen. Hier bietet sich noch ein weites Feld der interdisziplinären Forschung.

¹ Juliette Dor, Lesley Johnson, Jocelyn Wogan-Browne (Hg.), *New Trends in Feminine Spirituality. The Holy Women of Liège and Their Impact*, Turnhout 1999 (Medieval Women, 2).

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83635](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83635)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marco Polo, Le Devisement du monde. Version franco-italienne. Édition et traduction par Joël Blanchard et Michel Quereuil, avec la collaboration de Thomas Tanase, Genève (Librairie Droz) 2018, LXVI–800 p., nombr. ill. et cartes (Texte courant, 8), ISBN 978-2-600-05900-8, EUR 18,80.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Henri Bresc, Toulouse

Le manuscrit français 1116 de la Bibliothèque nationale de France, ici publié, est le seul exemplaire conservé de la version franco-italienne du livre que Marco Polo a dicté en 1298–1299, dans sa prison de Gênes, à Rustichello de Pise, la trace la plus sûre de l'original. Riche d'italianismes et d'alternances codiques (*code-switching*), le franco-italien n'est pas ici seulement le reflet des parlers de la Syrie franque et des Échelles de Grèce et d'Anatolie; c'est une langue littéraire imparfaite et dynamique en train de se créer.

L'introduction rappelle le contexte des conquêtes mongoles et des guerres internes entre les princes héritiers de Gengis Khân, le voyage du père et de l'oncle de Marco jusqu'à la cour du Grand Khân Koubilaï et leur second voyage accompagné de leur neveu, de 1271 à 1295. Ils entrent dans le corps des officiers civils de l'Empire composé de chrétiens et de musulmans et Marco, distingué pour ses talents d'observation, y joue le rôle de messenger, d'ambassadeur et de gouverneur de Yang Zhou.

Le livre n'est pas un récit de voyage: seuls les 19 premiers chapitres, sur 232, rapportent les longs et difficiles déplacements de Polo. Ensuite, c'est un manuel de géographie qui décrit méthodiquement et «par ordre» les pays d'Asie centrale, les provinces de la Chine, l'Insulinde et l'Inde, jusqu'à l'Éthiopie, en suivant un modèle de fiche: distances, religion, langue, statut politique, coutumes funéraires, monnaie, commerce et artisanat, ressources alimentaires, gibier. L'information est sûre et les nombreuses notes corroborent la précision et la justesse des observations de Polo, en fournissant à l'occasion les dates et en dissipant quelques confusions (ainsi entre brahmanes et banyâns). Polo intègre des renseignements de deuxième main, mais très peu de «merveilles», qu'il critique d'ailleurs au prisme de la raison: ainsi, la salamandre n'est pas un animal, mais un métal, l'amiante, et le griffon un aigle aux dimensions immenses. Sa curiosité est infinie: il voit et décrit le yack, la girafe, le zébu, le pétrole lampant, le charbon de terre, l'arbre à pain.

Le récit enchâsse des récits historiques et des anecdotes; certaines deviendront des classiques, le rubis du roi de Ceylan, les enchantements qui protègent des requins les pêcheurs de perles, les pièges que tendent les esprits dans le désert. Des groupes



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de chapitres rapportent et magnifient les conquêtes mongoles en Birmanie, en Chine du sud, au Japon, les guerres internes à la Horde d'or; d'autres passages relatent la vie du Buddha, la construction des jonques et le gouvernement du Grand Khân, ou encore l'épisode du »Vieux de la Montagne«, ou celui de »Rois mages de Savah«.

De chapitre en chapitre, on peut suivre les curiosités de Polo: les pratiques funéraires sont un fil rouge, depuis le sati des épouses, le sacrifice volontaire des nobles qui suit la mort du prince indien et le suicide expiatoire des criminels jusqu'à la nécrophagie rituelle du Tibet et de l'Indonésie et jusqu'à l'anthropophagie des aborigènes du Fujian chinois et des Batak de Sumatra. La collecte des pratiques matrimoniales singulières ouvre la voie à une anthropologie de la famille: mariage temporaire en Mongolie, hospitalité sexuelle au Tibet, dépuclage des jeunes filles confié à des étrangers, couvade du Yunnan, mariage entre enfants morts pour sceller l'alliance de deux clans.

La religion n'est pas approfondie, l'islam réduit à son versant guerrier et le bouddhisme, à travers l'idolâtrie, rejeté vers la diabolité. Mais une sympathie anime des passages sur les Brahmanes, les yogis, les danseuses rituelles (*devadasi*). Marco Polo, en revanche, rapporte une brassée de »miracles de frontière« qui montrent la dilection de Dieu pour les chrétiens menacés, à la cour du Khân, en Arménie, à Bagdad, à Samarcande. L'intervention divine écarte généralement le danger; elle peut permettre aussi de suivre les prescriptions du Carême. Et Polo signale de ville en ville la présence de nestoriens, d'Alains, mercenaires chrétiens caucasiens au service du Khân, et de chrétiens de saint Thomas en Inde.

La production de beaux tissus, d'épices, de produits médicaux, soigneusement signalée, rappellent la formation de marchand qu'a reçue Polo, comme le souci de décrire partout la monnaie et son étalon, l'or généralement, mais aussi le papier-monnaie du Grand Khân, le sel au Tibet, les cauris au Yunnan. Polo décrit à l'occasion l'alimentation, viande, gibier, partout abondant. Point de surprise qu'il ne cite pas les baguettes: le milieu turco-mongol mange des viandes grillées avec ses mains.

On peut regretter quelques fautes d'orthographe (en particulier p. 770 »Atlante« pour Atalante, p. 688 »Commène« pour Comnène) et quelques notes inutiles ou touristiques (sur la couvade basque, les postes françaises, les curiosités de Xi'an et de Hangzhou, mais Polo lui-même aimait décrire les ponts, les palais, les lacs et les maisons de villégiature démontables de l'élite mongole). On proposera quelques corrections: les Sarrasins de Lituanie, à la note 688, sont simplement les païens, encore majoritaires; le tailloir, à la note 559, n'est pas la seule tranche de pain, mais une assiette plate.

Cette édition vient s'ajouter au bouquet des œuvres en franco-italien, encore peu fourni, et sera donc très utile pour la recherche littéraire et linguistique. Les notes synthétisent les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

recherches récentes et permettent de construire commodément une géographie de la Chine mongole et de ses vassaux. Les perspectives que suggèrent notes et introduction ouvriront enfin au lecteur l'histoire du monde mongol.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83636](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83636)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jan Rüdiger, All the King's Women. Polygyny and Politics in Europe, 900–1250. Translated by Tim Barnwell, Leiden (Brill Academic Publishers) 2020, XII–452 p. (The Northern World, 88), ISBN 978-90-04-34951-3, EUR 125,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David S. Bachrach, Durham, NH

Originally published as »Der König und seine Frauen. Polygynie und politische Kultur in Europa (9.–13. Jahrhundert)« in 2015, and ably translated into English by Tim Barnwell, »All the King's Women« challenges the traditional historiographical emphasis on the role of marriage in elite political relationships, and offers a much broader and more nuanced examination of a range of relationships with women in which elite men engaged. In particular, Rüdiger argues that the static model of the primacy of a »wife« in comparison to a »concubine«, which is based largely on legal sources, fails to explain ways in which rulers and other magnates made use of polygyny, which he defines simply as serial or simultaneous relationships with multiple women.

The main focus of the study is on Scandinavia, the associated regions of the Baltic and North Sea littoral, as well as England. However, Rüdiger also draws comparisons between practices in the north, and those in parts of western and southern Europe. This division is reflected in the organization of the volume. The main body of the book consists of seven chapters, which are divided into two unequal parts. The first five chapters focus on the northern lands. Chapters six and seven are intended to provide a comparative perspective, that focus, in turn, on the »core« of Europe in greater Francia and then on Iberia. In his treatment of the northern lands, Rüdiger draws largely on information provided in sagas, which he complements to a limited degree with legal texts.

Reflecting the much larger source base that is available in other regions of Europe, Rüdiger uses a much broader range of written works in his discussion of greater Francia and Iberia, including Latin historiographical texts and documents. However, he also devotes considerable attention to literary works, particularly in the vernacular. As is fitting for a study that is intended to disrupt a long-established scholarly tradition regarding elite political culture, Rüdiger begins his book with a lengthy introduction that sets out the historiographical lacuna with respect to polygyny among elite men as a social-political phenomenon. Rüdiger then offers what amounts to a second introduction, which offers a detailed analysis of the use of sagas for the writing of social and political history.

In part one of the book, Rüdiger identifies five aspects of polygyny, each of which is the focus of an individual chapter. He begins



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

with the »generative aspect«, which concerns the production of heirs or potential heirs. In this context, Rüdiger describes the peculiarly northern, and particularly Norwegian practice of an open competition among all of the sons of a ruler or magnate for their father's office, irrespective of the social or legal status of an individual son's mother. Rüdiger argues that the polygynous practices of elite northern men meant that they often had many sons, whose own political success was dependent upon their own ambition and talent, as well as the perceived strong character of their mothers. Consequently, a slave woman with the requisite character, as described in sagas, could have a positive impact on her son's success whereas a daughter of a magnate without the necessary »masculine« qualities could impede her son's success.

In chapter two, Rüdiger turns to the »habitus« of polygyny, which he describes as the creation of a public image for the purpose of acquiring social capital. Here, Rüdiger describes a wide range of relationships between chieftains, men of elite status, and rulers in which the acquisition of a female relative created, affirmed, or renewed political ties. Drawing on scholarship that indicates preferential female infanticide in Scandinavia with a concomitant scarcity of women, Rüdiger also argues that having multiple, simultaneous relationships with women signified the superior status and power of a chief. In a similar vein, he contends that one important way in which important men demonstrated their power was to provide women for their followers. Connecting these social practices of polygyny to the surviving sources, Rüdiger contends that it was essential for leading men to employ skalds so that the deeds of the patrons, including their successful polygyny, would be made known to a wide audience.

The third chapter focuses on the »agonistic« aspect of polygyny, and particularly the role that success or failure in the competition for a particular woman played in the political reputations and success of elite men. Rüdiger argues that competition among elite men, including competition over women, can be seen in sources from throughout medieval Europe. However, what makes the north different is that competitions over women are depicted in sagas as central political events. Through a series of case studies, Rüdiger traces out the harm to the reputation and, in some cases, the political fortunes of men who failed in their effort to secure a particular woman.

In chapter four Rüdiger discusses the »expressive« aspect of polygyny, which deals with the practical value to elite men of establishing multiple relationships. He returns to his criticism, made in the introduction, regarding the historiographical tradition that polygyny with women other than the wife of the ruler or magnate should be seen in purely sexual or emotional terms, and not as an element of political discourse. He argues that the model of the superiority of the relationship of marriage is at odds with evidence from northern sources, and particularly the sagas, which are unparalleled in Europe for the prosopographical precision with which they record the names, families, and histories of the



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

women with whom important men had relationships, particularly when sons were produced. This detailed information was provided about the women irrespective of their status as a »wife«. Through the course of a dozen case studies, Rüdiger concludes that the expressive form of polygyny is exemplified in the way that relationships with numerous women, most of whom were not denoted as wives, could be used as signs of political relationships or signals about dominance as part of a semiotic system.

The fifth chapter, which is the most theoretical of the first section, turns to the »performative« aspect of polygyny. Rüdiger describes the performative aspect as one that unfolds through the act, itself, as contrasted with the expressive aspect as one that is dependent upon its future reception by others, e. g. through hearing about it in a skaldic verse. However, Rüdiger's detailed discussion in this chapter of the career of the jarl Hákon in the mid- to late 10th century, which can be developed through information provided in 13th century sagas, does not make clear how the performative aspect really differed from either the habitus or expressive aspects of polygyny.

In chapters six and seven, Rüdiger draws on the insights that he developed regarding the importance of polygyny in elite social-political relationships in the north to ask whether polygyny may have played similar roles in other parts of Europe. In support of his contention that there were, in fact, similarities Rüdiger points to the career of King Henry I of England, who famously had sexual relationships with numerous women, which resulted in many illegitimate children. In analyzing the nature of Henry I's polygynous relationships, Rüdiger points out that many of the women, who can be identified, were from important families in strategically important regions throughout the Anglo-Norman realm, which suggests that Henry pursued a type of both generative and expressive polygyny that was similar to that of northern magnates and rulers. In addition, Henry I subsequently married off several of these women to important men in strategic locations, thereby strengthening even further networks of support for the ruler. However, there were also important differences. Chief among these was the fact that none of Henry's illegitimate children were in a position to claim his offices, while in Norway all of the male offspring could have done so. Consequently, it appears that normative monogamism was more powerful in England (and Normandy) than in Norway.

Rüdiger also devotes considerable attention to King James the Conqueror of Aragon, and the ways in which contemporary sources, including his own autobiography, depict his relationships with women. Rüdiger begins with the famous contract of »concubinage« with Countess Aurembiaix of Urgel, which he argues put into writing a relationship that would have been very familiar to a ruler such as Cnut the Great or Harald Haardrada. However, he also points out the difficulties inherent in utilizing polygyny as a political tool in Iberia, when confronting the hostile Muslim »other« where polygyny was the norm for elite men.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In the final section of the book, which serves partly as a conclusion and partly as a call to future scholarship, Rüdiger turns again to the problem of marriage, and how scholars can overcome what he sees as an insufficiently nuanced understanding of this type of relationship. He argues that marriage was not the opposite of polygyny in medieval Europe, but rather one of its subsets. He also argues that the ongoing negotiable status of marriage as one of many types of relationships between elite men and women of various social statuses must be understood as a Christian practice rather than a holdover from pagan society. Rüdiger does see the amorphous nature of marriage in practice, as contrasted with the treatment of marriage in legal texts, coming to an end in the 13th century with the concomitant transition of polygyny from a central element of elite political culture to an adornment of elite social life. He suggests that this transition had something to do with a broader transition in European society, including an increasingly effective use of law by rulers, but leaves the question open for future research.

Overall, this is a fascinating study that reveals a much greater flexibility than scholars heretofore have recognized in the ways in which elite men could use relationships with women of a variety of social and legal statuses to achieve a range of political goals. Although the majority of the study focuses on the north and draws on sources that are unique to the north, Rüdiger is successful in drawing significant parallels with other regions of Europe, despite the persistence of important cultural differences. In light of Rüdiger's findings, it is now incumbent upon historians of elite social and political history to reconsider the traditional focus on marriage as the only type of »legitimate« union for rulers and magnates in other parts of Europe.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83638](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83638)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Evina Steinová, Notam superponere studui. The Use of Annotation Symbols in the Early Middle Ages, Turnhout (Brepols) 2019, 301 p., 15 b/w tabl. (Bibliologia, 52), ISBN 978-2-503-58170-5, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gaelle Bosseman, Toulouse

Cet ouvrage est la version publiée et remaniée d'une thèse de doctorat soutenue à l'université d'Utrecht en 2016 dans le cadre du projet Marginal Scholarship: the Practice of Learning in the Early Middle Ages dirigé par Mariken Teeuwen. Evina Steinová livre une étude remarquable des *notae* dans l'Occident altomédiéval, qu'elle définit comme »des signes graphiques discrets, atextuels, insérés à proximité du texte manuscrit afin de transmettre une méta-information à son sujet« (»discrete, atextual, graphic signs that are inserted next to the manuscript text to convey meta-information about it«, p. 17). Ces signes ont six fonctions: signaler une omission, une citation, attirer l'attention, structurer le texte, marquer un passage. Elle exclut donc de son champ d'étude la ponctuation, les signes liturgiques ou poétiques par ailleurs étudiés par d'autres (p. 22–23).

Si l'étude des signes d'annotation connaît un certain dynamisme pour l'Antiquité et l'Antiquité tardive, leur utilisation pour la période médiévale était jusqu'alors mal connue en dehors de quelques études ponctuelles, notamment d'Elias Avery Lowe. Le livre d'Evina Steinová vient donc combler cette lacune. Comme le démontre efficacement l'autrice, loin de disparaître au haut Moyen Âge, l'usage des signes d'annotation dans les manuscrits s'est intensifié dans la période et enrichi de nouvelles fonctions, notamment érudites ou savantes en lien avec l'essor de la production manuscrite et le renouveau intellectuel traditionnellement connu comme la renaissance carolingienne.

L'autrice note de manière tout à fait intéressante que les usages et conventions alors mis en place perdurent au moins jusqu'à la première moitié du XI^e siècle, qui constitue un tournant de l'histoire culturelle à plus d'un titre avant la renaissance du XII^e siècle. Embrassant un spectre chronologique large, de l'Antiquité tardive au haut Moyen Âge, la recherche a été menée sur des manuscrits provenant de l'ensemble de l'Occident latin – des îles Britanniques à la péninsule italique – bien que les données soient inégales en fonction des espaces concernés (peu de manuscrits wisigothiques annotés conservés pour l'Antiquité tardive par exemple).

L'ouvrage est découpé en six chapitres thématiques. En s'appuyant sur la bibliographie existante, le premier chapitre constitue un tableau de la pratique de l'annotation entre le III^e siècle av. J. C. et le VI^e siècle. L'autrice en souligne deux moments clefs: l'école d'Alexandrie et l'établissement de la critique textuelle; l'époque patristique et le développement de la critique



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

doctrinale. Ce premier chapitre met en place une distinction structurante au cours de l'ouvrage, celle opposant doxa et praxis: le discours théorique sur la pratique de l'annotation pouvant être complètement détaché des usages réels dont témoignent les marges des manuscrits.

L'étude de la transmission de cette doxa est au cœur du chapitre deux, centré sur le traité identifié comme le plus courant au haut Moyen Âge: un texte anonyme décrivant 21 signes d'annotation. Non conservé en tant que tel, le traité a circulé à travers plusieurs versions que l'autrice est parvenue à identifier en retrouvant le même regroupement de 21 signes. Elle en reconstitue l'histoire et la circulation en s'appuyant notamment sur les indices livrés par les paratextes (sous-titres, ordre des paragraphes, etc.). Selon l'hypothèse ici développée, le traité pourrait avoir été transmis de Vivarium à Isidore de Séville, qui l'utilise comme source dans son »De notis sententiarum« (étymologies), lui-même devenant le vecteur de transmission privilégié du traité aux lettrés carolingiens.

Le chapitre trois poursuit l'examen de cette »doxa héritée« (»inherited doxa«, p. 94) par l'examen d'autres traités sur les signes d'annotation et les manuscrits les contenant. La conservation de ces matériaux anciens n'est pas synonyme de reproduction aveugle: de nouveaux signes ou de nouveaux usages furent mis en place par les lettrés carolingiens.

Ceux-ci font l'objet du chapitre quatre. L'autrice distingue trois fonctions principales dans le renouveau qui caractérise alors la pratique érudite de l'annotation: la critique textuelle des Écritures, la critique textuelle de textes non bibliques, et enfin la critique doctrinale. Cette praxis s'appuie sur une doxa renouvelée, portée par une communauté d'utilisateurs savants, un groupe d'intellectuels bien identifiable partageant une formation et des pratiques culturelles communes (p. 125) à la différence des communautés d'utilisateurs diverses qui caractérisait la pratique antique.

De fait, comme le souligne le chapitre cinq, l'inclusion de l'annotation dans les programmes scolaires à l'époque carolingienne a contribué à généraliser son usage parmi les élites lettrées tout en générant une forme d'annotation spécifique, différente de la praxis étudiée dans le chapitre précédent.

Le sixième et dernier chapitre offre enfin une appréciation quantitative de l'évolution des signes utilisés par les copistes de l'Antiquité tardive au IX^e siècle à partir de deux corpus: les descriptions de manuscrits des »Codices Latini Antiquiores« d'E. A. Lowe et un corpus spécifique, étudié de manière exhaustive, les manuscrits carolingiens bavarois (152 témoins). Ces derniers révèlent une pratique de l'annotation courante, dans des manuscrits annotés de manière plutôt légère (la norme s'établit à un quart de leur page environ, p. 181), à l'aide de quatre ou cinq signes en moyenne. Les textes les plus couramment annotés sont exégétiques. L'annotation a pu être ponctuelle (»casual«)



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ou programmée («programmatic»); sa pratique érudite, étudiée dans le chapitre quatre, représente en revanche un phénomène marginal.

La circulation à travers l'ouvrage est facilitée par la présence de trois index (manuscripts; auteurs et textes annotés par des signes; utilisateurs des signes d'annotation connus). La démonstration s'appuie sur un certain nombre de données collectées dans la thèse non publiée et partiellement reproduites dans trois annexes: un descriptif et un historique des signes majeurs d'annotation utilisés au haut Moyen Âge, accompagné d'un arbre des possibles permettant d'identifier un signe (p. 224); l'édition des principaux traités latins sur les signes entre le VIII^e siècle et le XI^e siècle; enfin, un tableau des signes d'annotation utilisés dans le corpus des manuscrits bavarois analysés au cours du développement avec des reproductions en noir et blanc de bonne qualité.

Loin de se limiter à être la première étude précise des signes d'annotation dans les manuscrits médiévaux, l'ouvrage d'Evina Steinová est une contribution remarquable à l'histoire du livre, des pratiques intellectuelles des copistes et des lecteurs. Tout au long du développement, l'autrice sait mettre en perspective son objet d'étude et montrer ce que celui-ci peut apporter à l'histoire culturelle et intellectuelle de l'Occident, qu'il s'agisse de contribuer au débat sur le rôle des annotations comme indice d'un manuscrit scolaire («schoolbook», p. 128), de préciser la réception des étymologies ou encore de comprendre à partir du Psautier gallican le projet de critique textuelle des lettrés carolingiens (p. 101–112).

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83639](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83639)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Walahfrid Strabo, De imagine Tetrici. Das Standbild des rußigen Dietrich. Eingeleitet, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Tino Licht, Heidelberg (Mattes Verlag) 2020, 131 S., 16 farb. Abb. (Reichenauer Texte und Bilder, 16), ISBN 978-3-86809-164-9, EUR 12,80.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Till Stüber, Berlin

Die 262 Hexameter, die der Reichenauer Mönch Walahfrid Strabo im Jahr 829 über ein Reiterstandbild Theoderichs des Großen († 526) schrieb, sind alles andere als leichte Kost. Nach seiner Kaiserkrönung hatte Karl der Große die imposante Bronzestatue, die ganz mit Gold überzogen war, aus Ravenna abtransportieren und in seiner Aachener Pfalz aufstellen lassen. Offensichtlich hatte das Abbild Theoderichs in der Folge keinen leichten Stand, denn Walahfrids Gedicht gibt Zeugnis davon, dass sich manch einer im Hofstaat am Anblick des Gotenkönigs stieß. Das ist kaum verwunderlich, galt der Amaler vielen Nachgeborenen bekanntlich als gottverhasster Ketzer und mordender Tyrann, mithin als Inbegriff des schlechten Herrschers. Der Dichter nennt den Goten denn auch gar nicht beim Namen, sondern nutzt stattdessen das Pseudonym Tetricus (von lat. *taeter*, dt. düster, garstig, abscheulich), das lautlich eng an Theodericus angelehnt ist.

Dem gerade 21-jährigen Walahfrid, wegen seines außergewöhnlichen dichterischen Talents am Aachener Hof Ludwigs des Frommen (814–840) tätig, kam die undankbare Aufgabe zu, den problembeladenen Assoziationen, die man im karolingischen Machtzentrum mit der Statue verband, in Versen Ausdruck zu geben. Die Reiterstatue diente dem Dichter hierbei freilich nur als Aufhänger, sie stand stellvertretend für vieles, was an der Herrschaft Karls mittlerweile als kritikwürdig galt. Walahfrid brachte das Kunststück fertig, diese Kritik in Worte zu kleiden, ohne den großen Karl dabei direkt beim Namen zu nennen.

Tino Licht, Professor für Mittel- und Neulatein an der Universität Heidelberg, hat nun eine begrüßenswerte Untersuchung des schwierig zu deutenden Gedichtes vorgelegt. Neben einer Neuedition mit deutscher Übersetzung enthält der Band eine umfangreiche Einführung und einen textkritisch-historischen Kommentar. Verdienstvoll ist die Publikation nicht zuletzt deshalb, weil sie auch »Neulingen«, die mit Walahfrids eigenwilliger Dichtung nicht vertraut sind, eine Menge von Hintergrundinformationen an die Hand gibt, die zur Lektüre von »De imagine Tetrici« unverzichtbar sind. Gleichwohl beschränkt sich Licht in seinen Erläuterungen nicht auf Altbekanntes, sondern steuert eine Vielzahl neuer Erkenntnisse bei, die hier freilich nur selektiv gewürdigt werden können.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Text und Übersetzung beanspruchen naturgemäß nur einen Bruchteil des handlichen Bändchens (S. 77–97), viel Raum ist dagegen der literaturgeschichtlich-historischen Einleitung und dem hilfreichen Kommentar belassen (S. 12–76, 98–117).

Zu Beginn geht Licht auf die Überlieferungslage – das Gedicht ist unikal im Sankt Galler Codex 869 (um 900), pagg. 143–163, erhalten – und auf die bisherigen Editionen und Drucke ein. Mit dem erklärten Ziel, »einen verlässlichen Text herzustellen, eine Übersetzung anzubieten, die nicht in die Sackgasse etablierter Vorstellungen gerät« (S. 10), orientiert sich Lichts Edition »weitmöglich« an Wortlaut und Versfolge des Sangallensis, in betontem Gegensatz zur Edition, die Michael W. Herren vorgelegt hat (The »De imagine Tetrici« of Walahfrid Strabo. Edition and Translation, in: The Journal of Medieval Latin 1 [1991], S. 118–139).

Im Gegensatz zur bisherigen Literatur meint Licht, dass die aus Z. 52f. und 63 gefolgerte schwarze Begleitfigur Theoderichs eine Kopfgeburt der Forschung sei (vgl. S. 21f. und 102f.). Lichts diesbezügliche Argumentation ist durchaus nachvollziehbar, ob die Schlussfolgerung aber zwingend ist, sei dahingestellt.

Nützlich ist sicher die Entscheidung, die im Manuskript in *Capitalis rustica* ausgeführten Auszeichnungsverse in der Edition durch Fettdruck zu markieren, sowie auf wichtige Textzitate und Anspielungen Walahfrids *in margine* zu verweisen. Da Licht nicht alle von früheren Editoren identifizierten – oder auch nur vermuteten – Anspielungen in seinen Kommentar aufnimmt, ist es nach wie vor ratsam, neben der Neuedition auch die MGH-Ausgabe von Ernst Dümmler (Poetae Latini aevi Carolini, Bd. 2, S. 370–378) sowie die bereits genannte Ausgabe von Herren heranzuziehen.

Auf breitem Raum widmet sich Licht der – für das Verständnis des Gedichts nicht unwichtigen – Frage, weshalb Karl überhaupt auf die Idee kam, das von Agnellus »Liber Pontificalis Ecclesiae Ravennatis«, Kapitel 94) beschriebene Reiterstandbild Theoderichs nach Aachen zu holen. Licht sieht dies als Ausdruck von Karls affirmativer »Haltung zur volkssprachlichen Kultur«, die bei Einhard ja explizit bezeugt ist. So wurde Theoderich bereits früh mit dem Helden der Dietrichsage identifiziert und wurde somit – in markantem Gegensatz zur »gelehrten« mittelalterlichen Rezeption – auch während des Frühmittelalters durchaus nicht nur negativ gesehen: »Die Reiterstatue Theoderichs [bzw. deren Aufstellung in der Aachener Pfalz] ist ein Symptom dieser Haltung zur volkssprachlichen Kultur, auch wenn das nicht bei allen gut ankam und nach Karls Tod nachlassenden Beifall fand« (S. 36).

Die in der Forschung wiederholt vertretene These, Walahfrids Gedicht sei der Bukolik zuzuordnen, weist Licht mit guten Gründen zurück. Stattdessen macht er, was bisher nicht in diesem Maße gewürdigt wurde, auf den Vorbildcharakter der »Psychomachie« des Prudentius aufmerksam. Einen sicheren Beleg, dass Walahfrid bei seiner Arbeit tatsächlich auf ein Exemplar der »Psychomachie« zurückgriff, kann Licht in einem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bisher übersehenen wörtlichen Prudentius-Zitat (vgl. Z. 128–130) benennen. Daneben macht Licht auf eine Anleihe aus der »Vita Columbani« des Jonas von Bobbio aufmerksam und betont – im Anschluss an Ludwig Traube – die wahrscheinlich durch Hrabanus Maurus vermittelte Lukrez-Rezeption bei Walahfrid. An mehreren Beispielen vermag Licht außerdem zu illustrieren, dass der junge Mönch ein beeindruckendes Repertoire verschiedener dichterischer Ausdruckstechniken beherrschte und es verstand, wichtige Aussagen im Text durch gezielte Gestaltung der Metrik zu unterstreichen und somit gleichsam hörbar zu machen.

Licht sieht die Kaiserin Judith, »eine literatursinnige Frau« (S. 68), als Auftraggeberin des Gedichtes, und nicht etwa Ludwig, der, wie wir von Thegan erfahren, kunstfertiger Dichtung nicht viel abzugewinnen vermochte. Ein kurzes Widmungsgedicht an die Kaiserin, das im Manuskript auf Walahfrids Verse folgt, hat Licht daher ebenfalls mitediert (S. 96f.). Wichtig ist nicht zuletzt die Feststellung, dass Walahfrid in seinem Gedicht mit aller Wahrscheinlichkeit keine eigene politische Programmatik zum Besten gibt, sondern sich an die Vorstellungen und Vorgaben seiner kaiserlichen Auftraggeberin gehalten haben dürfte: »Einem 21jährigen, der versuchte, mit guten Fürsprechern und literarischem Talent sein Fortkommen zu organisieren, stand keine freie Rede, keine ›pointierte Antwort‹ [Matthias Tischler] an« (S. 64).

Mit vielen farbigen Abbildungen, die das Gesagte veranschaulichen, kommt der Band außerdem in optisch ansprechender Aufmachung daher und ist doch preislich sehr erschwinglich. Es handelt sich ohne Frage um einen bedeutenden Beitrag zur frühmittelalterlichen Literaturgeschichte und ganz besonders zur Walahfrid-Forschung.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

B. Ann Tlusty, Mark Häberlein (ed.), A Companion to Late Medieval and Early Modern Augsburg, Leiden (Brill Academic Publishers) 2020, XVII–595 p. (Brill's Companions to European History, 20), ISBN 978-90-04-41605-5, EUR 228,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gisela Naegle, Gießen/Paris

Édité par B. Ann Tlusty et Mark Häberlein, le volume offre une synthèse sur l'une des plus importantes villes d'Empire à une époque décisive de son histoire: Augsburg de la fin du Moyen Âge au début des Temps modernes (XIV^e–XVIII^e/XIX^e siècle). Rédigé (ou traduit) entièrement en anglais, il s'adresse surtout à un public non germanophone. B. Ann Tlusty et Mark Häberlein ont réuni une équipe internationale et pluridisciplinaire de 23 spécialistes de l'histoire d'Augsbourg d'universités germanophones, américaines, anglaises et d'une université canadienne. En dépit de développements sur la fin du Moyen Âge (particulièrement sur la deuxième moitié du XV^e siècle), le livre est davantage centré sur l'histoire du début des Temps modernes (sur le XVI^e et, dans une moindre mesure, sur le XVII^e siècle).

Ce temps avant la catastrophe de la guerre de Trente Ans (1618–1648) et la reconstruction longue et pénible qui suivit, constitue l'apogée de l'histoire prémoderne d'Augsbourg. Les évolutions du XVIII^e siècle sont moins traitées, même si beaucoup de textes mentionnent sous une forme ou une autre l'intégration dans le royaume de Bavière en 1805. Cette césure décisive marque la fin de l'indépendance d'Augsbourg comme ville libre impériale. Conformément à ces choix chronologiques, la plupart des auteurs sont spécialistes des premiers Temps modernes. Le volume est divisé en quatre sections thématiques consacrées à «la ville» (I); «Économie, politique et la loi (II)»; «Religion et société» (III) et «Communication, vie culturelle et intellectuelle» (IV).

La première partie sur «la ville», écrite à trois mains par Helmut Graser, Mark Häberlein et B. Ann Tlusty, commence avec une introduction aux sources et à l'historiographie. Les trois autres contributions de cette section approfondissent la présentation d'Augsbourg. Elles se réfèrent à sa topographie, son évolution démographique et ses représentations visuelles (Barbara Rajkay); la médecine et les différentes professions du secteur sanitaire (médecins, chirurgiens, sages-femmes, pharmaciens, guérisseurs, etc.); les épidémies dont la peste (Claudia Stein) et la tradition des chroniques (Gregor Rohmann).

Les articles de la deuxième section dessinent un vaste panorama de la vie économique et politique: de la production, du commerce et des finances (Mark Häberlein); de la constitution et du gouvernement urbain et des groupes dirigeants (Christopher W.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Close pour l'époque du gouvernement des corporations de métier [*Zunftverfassung*], de 1368 à 1548; Mark Häberlein et Barbara Rajkay, pour celle du gouvernement patricien, de 1548 à 1806); de la criminalité, des crimes et de leur punition (Allyson F. Creasman) et du droit civil (Peter Kreutz).

La troisième partie présente un aspect essentiel de l'histoire d'Augsbourg qui fut également décisif pour son rôle dans la politique de l'Empire: la relation entre religion et société. Très ouvert à la Réforme protestante et ses différents courants, le nom de la ville est associé à la célèbre *Confessio Augustana* (1530). Après la victoire de l'empereur Charles Quint sur la ligue de Smalkalde (1547), Augsbourg accueille de très nombreuses diètes et fut le théâtre de tentatives de re-catholisation et de la célèbre paix de religion d'Augsbourg (1555).

La ville compta parmi les rares villes impériales biconfessionnelles, un état qu'Étienne François décrit comme étant caractérisé par une »frontière invisible« (1986, 1991) entre citoyens catholiques et protestants. Michele Zelinsky Hanson résume l'évolution religieuse de l'introduction de la Réforme et de la concurrence entre différents courants réformateurs (luthériens, partisans de Zwingli et autres réformateurs dont Schwenckfelder) avec les anabaptistes, les tentatives de re-catholisation et la contre-réforme catholique. Elle mentionne aussi le rôle des jésuites et des monastères, de l'évêque, etc. Marjorie E. Plummer et B. Ann Tlusty examinent la coexistence parfois difficile entre catholiques et protestants.

En analysant inégalité, pauvreté et mobilité, Mark Häberlein et Reinhold Reith se penchent sur la société urbaine en tant que telle. Les contributions suivantes approfondissent ce tableau et y rajoutent les sujets du genre (femmes, familles et sexualité, Margaret Lewis), de la sociabilité et du temps libre (B. Ann Tlusty), de l'expérience de la guerre (p. ex. guerre de la ligue de Smalkalde, guerre de Trente Ans; guerre de succession d'Espagne [1701–1714]; guerre de succession d'Autriche [1740–1748], etc., Andreas Flurschütz da Cruz) et de l'histoire des juifs comme minorité ethnique et religieuse (Sabine Ullmann).

Tout en les présentant sous un angle différent, la dernière section sur la communication et la vie culturelle et intellectuelle reprend certains aspects déjà évoqués: la diffusion d'informations et de nouvelles qui fut intimement liée à la fonction d'Augsbourg comme centre commercial; sa situation favorable sur les routes de commerce entre l'Italie et l'Europe du Nord; le réseau européen des succursales des grandes compagnies de commerce et de la famille de Fugger; les bonnes relations avec l'empereur Maximilien Ier et le financement de l'élection de Charles Quint; les contacts avec l'Espagne et le Portugal, etc. (Regina Dauser).

Ces mêmes facteurs favorisèrent un très riche développement culturel: une floraison précoce de la nouvelle technique de l'imprimerie et du commerce des livres (Hans-Jörg Künast,

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83641](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83641)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

traduction Christine R. Johnson). Avant la césure de la guerre de Trente Ans, la richesse des élites permit également l'achat et la confection des objets et vêtements de luxe et des membres de la famille Schwarz immortalisèrent leur intérêt pour la mode dans leurs livres illustrés. Pour limiter les dépenses somptuaires, la ville promulgua des ordonnances spécifiques pour les différences couches sociales (Victoria Bartels et Katherine Bond). Non dotée d'une université, Augsbourg fut néanmoins un foyer très actif d'aspirations humanistes et de la culture savante par exemple dans la personne de Conrad Peutinger (Wolfgang E. J. Weber, traduction par Mark Häberlein et B. Ann Tlusty).

De même, la ville fournit des contributions importantes aux arts (Andrew Morrall) ; à l'architecture (p. ex. l'hôtel de ville d'Élias Holl, les fontaines d'Auguste, Hercule et Mercure, la basilique Saint-Ulrich-et-Sainte-Afre, le chœur est de la cathédrale, la chapelle funéraire des Fugger, Sainte-Anne, etc., Dietrich Erben) et à la musique (Alexander J. Fisher).

Certains aspects particulièrement marquants réapparaissent dans plusieurs articles comme un fil rouge: le rôle central de la famille des Fugger (comme banquiers, mécènes et fondateurs de la Fuggerei, le grand projet de logements sociaux encore existant qui imprégna durablement le paysage urbain); le rôle central de la production textile et des tisserands; la présence du grand commerce à longue distance; les relations étroites avec l'empereur et la tenue fréquente de diètes et les conséquences durables de la biconfessionnalité et du principe de parité confessionnelle. Parmi quelques autres particularités à retenir figurent également le fait que la topographie urbaine d'Augsbourg fut relativement stable: la ville ne connut pas d'expansion territoriale ou de croissance poussée vers l'extérieur mais plutôt une densification interne. Depuis l'époque romaine, son réseau routier montra une grande stabilité.

Dans l'ensemble, le volume est une très bonne introduction à l'histoire et l'historiographie d'Augsbourg au début des Temps modernes. La fin du Moyen Âge, pourtant bien couvert par des études récentes de médiévistes y est un peu moins présent. Cette publication permettra aux lectrices et lecteurs non germanophones de découvrir les résultats de recherches sur une ville très importante du Saint Empire et un centre commercial et culturel prémoderne. À cet égard, la collaboration entre spécialistes germanophones et anglophones et la rédaction d'articles en coécriture profite très largement à la qualité des traductions d'une terminologie parfois difficile à traduire. Les études de chercheurs de pays tiers sont moins présentes. Néanmoins, lecteurs français pourraient constater que les études d'Étienne François et de Robert Mandou y sont citées. Pour les lecteurs germanophones, le livre offre surtout un très bon bilan d'ensemble/résumé sur les recherches sur Augsbourg au XVI^e siècle, à une époque de floraison économique et culturelle et une invitation à découvrir davantage l'histoire fascinante de cette ville.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83641](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83641)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marie-Anne Vannier (dir.), Judaïsme et christianisme au Moyen Âge, Turnhout (Brepols) 2019, 149 p., 1 ill. en n/b (Judaïsme ancien et origines du christianisme, 17), ISBN 978-2-503-58421-8, EUR 59,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Görge K. Hasselhoff, Dortmund

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83642](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83642)

Seite | page 1

Der vorliegende Band, der wohl auf eine Konferenz in Nancy zurückgeht, lässt den geneigten Leser mit einigem Stirnrunzeln zurück. Es ist kein roter Faden erkennbar, der Band ist unsagbar schlecht lektoriert – auf die zahlreichen sprachlichen Fehler im Englischen wurde schon an anderer Stelle hingewiesen¹ –, bei einem Artikel fehlt das bei anderen Aufsätzen hintangestellte Literaturverzeichnis (Lemler), bei einem anderen ist es unvollständig (Vincent: Quellen) und die Auswertung jüngerer wissenschaftlicher Literatur wird sehr unterschiedlich gehandhabt. Es ist erstaunlich, dass der dreisprachige Band das sonst sehr streng gehandhabte Peer-Review-Verfahren des Verlags überstehen konnte, noch dazu, wenn er in einer Reihe zum antiken Christentum erscheint. Dennoch finden sich einige diskussionswürdige Beiträge, auf die einzugehen sein wird.

Auf ein Vorwort von Sylvie Camet und eine zweiseitige »Présentation« der Herausgeberin folgen neun qualitativ sehr unterschiedliche Beiträge, die anscheinend chronologisch angeordnet sind. Eröffnet wird dieser Reigen von einer nachdenkswerten, aber Fragment bleibenden Untersuchung Daniel Boyarins zur Bezeichnung von »Religion« in der hebräischen Übersetzung des ursprünglich arabisch abgefassten »Sefer Kuzari« des Jehuda Ha-Levi (um 1074/5–1141). Gemeinhin werden das arabische Wort *din* und sein hebräisches Äquivalent *dat* mit »Religion« wiedergegeben. Boyarin untersucht die gegen Mitte des 12. Jahrhunderts entstandene Übertragung aus der Feder des bekannten jüdischen Übersetzers Jehuda ibn Tibbon (1120–1190) auf die Frage, wie dieser jenen Begriff sowie die Bezeichnungen für die Religionsgemeinschaften, die heute als Judentum, Christentum und Islam bekannt sind, übersetzt und deutet. Dabei hält er fest, dass *din* am ehesten dem koine-griechischen *nomos* (»[Religions-]Gesetz«) bzw. je nach Kontext dem hebräischen *dat* (»Gesetz« bezogen auf nichtjüdische Religionskomplexe) und *torah* (»Weisung« im Blick auf die Religion Israels) entspricht. Die Bezeichnung von Religionsgemeinschaften schließe sich an das muslimische Umma-Konzept an, wobei auffalle, dass Ibn Tibbon Chiffren an die Stelle der arabischen Religionsbezeichnungen setze.

¹ Vgl. die Besprechung von Wendy Pfeffer in: [sehepunkte.de 5/2021](https://sehepunkte.de/2021/05/58421.html) (17.08.2021)]. Es ließe sich ergänzen, dass bspw. im Beitrag von Boyarin in einer Fußnote viermal derselbe Aufsatz vollständig bibliografiert erscheint (S. 15, Anm. 4), dazu ein fünftes Mal S. 23, Anm. 17.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gilbert Dahan fasst in seinem eher uninspiriert wirkenden Beitrag seine jahrzehntelange Forschung zur Verwendung jüdischer Exegese in den Arbeiten christlicher Exegeten zusammen. Da er sich zwischenzeitlich anderen Fragestellungen zugewendet hat, verwundert nicht, dass er die nach 2000 erschienene, reiche Literatur anderer Autoren zur Thematik kaum verwendet. Auch der Beitrag von Annie Noblesse-Rocher zur Disputation von Mallorca von 1286 wirkt ideenlos und nimmt keine Forschungsliteratur des 21. Jahrhunderts zur Kenntnis².

David Lemler referiert in einem knappen Beitrag die allegorischen Ansätze zur Bibelauslegung der rabbinischen Exegeten Abraham ibn Ezra (ca. 1090–1167), Samuel ibn Tibbon (1150–1232), Jacob Anatoli (1195–1256) sowie dessen zeitweiligen christlichen Gesprächspartner Michael Scotus (1175–1232).

Israel Yuval gibt eine französische Zusammenfassung des V. Kapitels zum Verhältnis von Pessach und Ostern am Beispiel von Mazza und Hostie seiner vieldiskutierten Studie über die »Zwei Völker in deinem Leib« (engl. 2006; dt. 2007; frz. 2012).

Gleich drei Beiträge widmen sich Meister Eckhart und seinem Verhältnis zum Judentum. Markus Vinzent stellt in seinem bedenkenswerten Artikel die These auf, dass Meister Eckhart (1260–1328/1329) sich in seinen Bibelkommentaren auf rabbinische Exegesen gestützt habe. Dabei spekuliert er, jener habe in Erfurt mit Schülern des Rabbi Meir von Rothenburg im Austausch gestanden, und begründet das mit der Existenz eines hebräischen Einbandfragments in einer Handschrift der Bibliotheca Amploniana. Statt hier ins Spekulative zu verfallen – Einbandfragmente können, aber müssen nicht auf eine Provenienz vor Ort verweisen –, wäre eine denkbare leichtere Brücke allerdings in Eckharts Pariser Zeit zu sehen: Es gab seit der Mitte des 13. Jahrhunderts eine lateinische Auswahlübersetzung von ca. 1300 Sentenzen aus dem gesamten Talmud³, und Meister Eckhart hätte wie sein unmittelbarer franziskanischer Zeitgenosse Nicolaus de Lyra prinzipiell Ramon Martí »Pugio fidei« lesen können. Zudem hatte der Dominikanerbruder über seine Lektüre des Maimonides einen – zugegebenermaßen limitierten – Zugang zu rabbinischem Denken.

Marie-Anne Vannier schließt an Markus Vinzents Ausführungen an und liest aus Meister Eckharts Maimonideslektüre ein weitgefasstes, auch die »Mystik« einbeziehendes hermeneutisches Programm. Ob sich das philologisch-historisch belegen lässt, muss

² Ora Limors Edition der Disputation wird unter »Études«, nicht unter »Sources« bibliografiert; ähnlich auch bei dem Beitrag von Markus Vinzent, in dem der Talmud falsch eingeordnet wird.

³ Vgl. die mustergültige Edition der »Extractiones de Talmud« durch Ulisse Cecini und Óscar de la Cruz Palma (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis, 291 und 291A), Turnhout 2018 und 2021.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83642](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83642)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sich zeigen⁴. Jean-Claude Lagarrigue schließlich geht dem Einfluss der maimonidischen parabolischen Schriftauslegung im Werk Eckharts nach, die bei dem Christen darin gipfele, dass Moses als Autor der Genesis durch Christus substituiert werde.

Der letzte Beitrag des Bandes von Harald Schwaetzer ist der Analyse von zwei Predigten von Nikolaus von Kues gewidmet.

Der Band wird mit zwei sehr knappen Indices (Namen, Themen) beschlossen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83642](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83642)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Bedenklich ist es allerdings, wenn S. 111, Anm. 17 aus Hans Liebeschütz Josef Koch wird und die tatsächlich grundlegende Studie zu Meister Eckhart und Maimonides von Ernst Reffke, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 57 (1938), S. 19–95 verschwiegen wird.

Michael J. K. Walsh (ed.), Famagusta Maritima. Mariners, Merchants, Pilgrims and Mercenaries, Leiden (Brill Academic Publishers) 2019, XX–300 p. (Brill's Studies in Maritime History, 7), ISBN 978-90-04-36431-8, EUR 116,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jacques Paviot, Créteil

Ce volume vient s'ajouter comme un complément aux ouvrages publiés précédemment par Michael J. K. Walsh sur Famagouste¹, ce qui fait que Famagouste est particulièrement bien étudiée ces dernières années. Ici l'amplitude temporelle est plus large, du Moyen Âge au XX^e siècle, avec cependant une insistance sur les XIV^e et XV^e siècles. Le livre est issu des travaux présentés à un atelier tenu à Padoue en 2017. Ainsi qu'il est maintenant de coutume, la bibliographie n'est pas rassemblée à la fin du volume, mais est spécifique à chacune des treize contributions, vues ici dans un ordre plus ou moins chronologique.

Dans son introduction, «Old Ships [Sail] Like Swans Asleep [...] for Famagusta and the Hidden Sun» (p. 1–42), Michael K. J. Walsh trace une utile esquisse de l'histoire du port de Famagouste, de sa fondation vers 964 à nos jours. La piété des marins est le thème de la contribution de Michele Bacci, «A Holy Site for Sailors: Our Lady of the Cave in Famagusta» (p. 43–71). À la suite de la prise d'Acre en 1291, la ville était devenue le centre où les rois de Chypre étaient sacrés rois de Jérusalem et on conservait un certain nombre de reliques dans les églises de la ville. Parmi celles-ci, les marins considéraient que Notre-Dame de la Grotte les protégeait pour la traversée du golfe de Satalie (Antalya) dans lequel ils ne pouvaient faire escale nulle part – car en territoire turc.

Les horizons de Tomasz Borowski sont plus lointains. Au moyen de comparaisons architecturales principalement ecclésiastiques, il reconstitue, dans «Placed in the Midst of Enemies?» (p. 72–112), le réseau d'influences entre Famagouste et l'Europe latine, Byzance, les États croisés d'Orient, les chrétiens syriens, la Cilicie et l'Arménie, le Sinaï, l'Égypte, la Nubie et l'Éthiopie. La lectrice et le lecteur regrettent que les illustrations soient si petites.

¹ Les ouvrages les plus importants à citer sont: Michael J. K. Walsh, Peter W. Edbury, Nicholas S. H. Coureas (dir.), *Medieval and Renaissance Famagusta. Studies in Architecture, Art and History*, London 2017; Michael J. K. Walsh, Tamás Kiss, Nicholas S. H. Coureas (dir.), *The Harbour of All This Sea and Realm. Crusader to Venetian Famagusta*, Budapest 2014 (CEU Medievalia, 17); Michael J. K. Walsh (dir.), *City of Empires. Ottoman and British Famagusta, 1571–1960*, Newcastle upon Tyne 2016 (Cyprus Historical and Contemporary Studies). Rappelons d'autre part le volume dirigé par Annemarie Weyl Carr (dir.), *Famagusta, vol. 1: Art and Architecture*, Turnhout 2014 (Mediterranean Nexus 1100–1700, 2).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ahmet Usa, dans »Maritime Slave Trading in Fourteenth-Century Famagusta« (p. 170–183), étudie le commerce des esclaves, turcs, sarrasins, mongols, grecs, au début du XIV^e siècle à travers principalement les actes notariés génois. De son côté, Mike Carr s'intéresse au commerce et aux relations maritimes de Famagouste avec l'État mamelouk par le biais des licences papales délivrées entre 1340 et 1375, dans »Between the Papal Court and the Islamic World: Famagusta and Cypriot Merchants in the Fourteenth Century« (p. 113–129). Les rois de Chypre, bien introduits à la Curie, étaient les premiers bénéficiaires, puis des proches et des membres de grandes familles; relevons Benoît de Sassolis, prêtre de Nicosie, afin de faire le pèlerinage de Jérusalem (un des tout premiers lors de la reprise du pèlerinage aux Lieux saints); la licence accordée en 1344 au duc Pierre de Bourbon et à sa sœur Marie, veuve du prince héritier Guy de Lusignan, n'était pas pour faire du commerce, mais pour rapatrier Marie de Bourbon en France. Nicholas Coureas se focalise sur deux produits, le savon et l'huile d'olive, objets d'exportation à partir du port de Famagouste, dans »The Export of Soap and Olive Oil from the Port of Famagusta in the Fourteenth and Fifteenth Centuries« (p. 159–169). Le savon était exporté à Acre au XIII^e siècle, à Tarse, en Cilicie au XIV^e siècle, à Rhodes au XV^e siècle, l'huile d'olive à L'Ayas, en Cilicie.

À la suite de la guerre de 1373–1374 entre Chypre et Gênes, qui vit celle-ci s'emparer de Famagouste, les vainqueurs dressèrent une liste de leurs prisonniers. On en connaissait deux copies, Pierre-Vincent Claverie, dans »Starting Point of the Genoese Thalassocracy in Cyprus: An Unpublished Roll of Knights and Squires Imprisoned in Famagusta« (p. 145–158), en présente savamment une troisième inédite, recopiée par l'historiographe savoyard Samuel Guichenon au XVII^e siècle: l'édition »comparative« aurait été plus instructive en mettant face à face les mêmes noms, montrant mieux ainsi les différences entre les listes, même si elles sont indiquées dans le texte.

Par la prise de Famagouste, les Génois avaient une nouvelle base pour leur puissance et leur commerce, ce que présente Antonio Musarra dans »The Role of Famagusta in Genoese Maritime Routes between the Fourteenth and Fifteenth Centuries« (p. 130–143). À partir d'un dépouillement des archives génoises, l'auteur a recensé environ 250 voyages de Gênes vers le Levant entre 1380 et 1421: seulement 15% sont en rapport avec Chypre, l'essentiel des voyages étant en direction de Chio et de la Romanie, donc Famagouste n'était pas aussi importante pour Gênes.

La Famagouste vénitienne est évoquée au moyen de ses défenses comparées à celles d'autres citadelles vénitiennes en Méditerranée, Corfou, La Canée, Kotor, Nauplie et Candie, par Dragos Cosmescu dans »Sea Defenses in the Renaissance: Famagusta in Comparative Venetian Perspective« (p. 184–199). William Spates étudie l'image de Chypre et de Famagouste vers 1600 dans »Power, Peril and Maritime-Trade Wish Fulfillment in Thomas Dekker's »The Pleasant Comedy of Old Fortunatus«« (p. 200–217). Avec cet interlude, Dekker met en scène le mendiant Fortunatus, à qui Fortune a

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83645](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83645)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

donné une bourse inépuisable et qui va rejoindre ses deux fils en Chypre.

Lucie Bonato montre l'intérêt des voyageurs et agents consulaires français pour Famagouste de la fin du XVI^e siècle au XIX^e siècle, avec »The Harbor of Famagusta during the Ottoman Period in French Travelogues and Consular Archives« (p. 218–238), tandis qu'Azu Tozan se penche sur l'aménagement du port durant la période anglaise, dans »The Development of Famagusta Harbor during the British Colonial Period (1878–1960)« (p. 239–263).

C'est durant la période britannique que Chypre est devenue une destination touristique (et même plus car Lawrence Durrell a voulu s'y installer en 1953), ce qui a entraîné la construction d'équipements hôteliers à Famagouste, objet de l'étude de Marko Kiessel, »Famagusta on Cyprus and the Sea: Hotel Architecture, Urban Development and Tourism during the British Colonial and Early Postcolonial Period« (p. 264–296).

Bien qu'un peu disparate (et on peut se demander à quoi peut servir un index étique de quatre pages), ce volume est une belle addition à ceux déjà publiés sur Famagouste, qui n'aura bientôt aucun secret pour les chercheuses et les chercheurs.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83645](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83645)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Willard (ed.), Reading the Natural World in the Middle Ages and the Renaissance. Perceptions of the Environment and Ecology, Turnhout (Brepols) 2020, XXII–232 p., 16 fig. (Arizona Studies in the Middle Ages and the Renaissance, 46), ISBN 978-2-503-59044-8, EUR 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Pierre Devroey, Bruxelles

Ce volume édité par Thomas Willard rassemble treize contributions présentées en 2018 à la conférence annuelle de l'Arizona Center for Medieval and Renaissance Studies. La publication trouve son fil conducteur dans la volonté des différents intervenants de situer leurs recherches dans une perspective «écocritique», en plaçant au centre de leurs analyses les relations entre humains et non-humains, et entre êtres vivants et environnement physique. Au-delà de cette intention commune, on ne trouvera guère d'unité dans cet ensemble assez disparate. Plusieurs textes présentent en outre une forme de «surcharge» théorique qui doit beaucoup au *linguistic turn*, mais se fait au détriment de la matière proprement historique.

Après une introduction de Thomas Willard, Michael Bintley («Reading Early Medieval Landscape and Environment: Materially Engaged Approaches to Documentary Sources», p. 3–20) ouvre le volume avec une analyse de la délimitation d'un territoire disputé dans une chartre de Beornwulf de Mercie au concile de Clofesho en 824. À des fins d'analyse, il emprunte au neuropsychologue américain Karl Spencer Lashley (1890–1958) le concept d'«exogramme», pour désigner une trace mémorielle dans sa forme écrite. Il suggère ensuite de qualifier d'«exogrammaire» la pratique discursive qui aboutit à la construction de ce type d'objet mémoriel.

On aurait aimé, si c'était réalisable, disposer d'une interprétation cartographique du document, voire d'une analyse transversale des clauses de délimitation dans les chartes anglo-saxonnes (esquissée p. 10–11). Bintley applique la notion d'exogramme à un autre texte littéraire du VIII^e siècle en ancien anglais, la «Mildrith Legend» qui décrit les paysages de Gloucester et de Folkestone, ainsi que la circulation des reliques d'Oswald. En somme, ces nouveaux concepts apportent peu à une bibliographie déjà riche consacrée à la délimitation de l'espace au Moyen Âge, tout en laissant de côté les progrès récents des neurosciences cognitives dans le domaine de la perception et de la représentation cérébrale de l'espace.

Albrecht Classen place l'écocritique au centre de ses réflexions sur la rivière dans l'œuvre de Wolfram von Eschenbach («Rivers as Critical Boundaries in Wolfram von Eschenbach's ›Parzival‹ and ›Titurel‹: Ecocritical Perspectives in Medieval German Literature»,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

p. 21–34). Si la recherche apporte de nouveaux éléments sur la dimension narratologique de l'œuvre d'Eschenbach, l'étude met en lumière des thèmes finalement assez banals. La rivière y symbolise simultanément l'obstacle et le franchissement. Elle sert de limite au *locus amoenus* assigné à Parsifal par sa mère pour le protéger de la tentation des exploits chevaleresques. Franchir la rivière apparaît également comme un rite de passage, et comme la démarcation entre la vie et la mort.

Todd Preston («Feathers and Figuration: Ravens in Old English Literature», p. 37–51) fait de judicieux emprunts à l'éthologie des corvidés. Le corbeau, qui apparaît dans plusieurs textes en Ancien anglais, n'est pas un simple lieu commun forgé sur des archétypes littéraires autour du corbeau nécrophage. Derrière les histoires de corbeaux voleurs de la Vie de saint Guthlac ou des Homélies catholiques d'Aelfric à propos de saint Cuthbert, on retrouve l'attraction des corvidés pour des objets inorganiques inconnus, voire des habitudes de don-échange entre l'oiseau et l'homme en contexte de nourrissage. La description de l'attitude corporelle du corbeau confronté à une nourriture inconnue ou inhabituelle, dans un épisode de la Vie de saint Benoît, rapportée dans les «Dialogues» de Grégoire le Grand, correspond également à des comportements observés dans la vie sauvage: Benoît avait l'habitude de partager chaque midi une tranche de pain avec un corbeau familier. Alors que l'un de ses rivaux tentait de l'empoisonner, «le corbeau, bouche ouverte et ailes déployées, se met à courir en sautillant et en croassant autour de la même miche». On peut donc parler d'une forme de réalisme qui est destiné à renforcer la vraisemblance dans ces fictions hagiographiques, en évoquant des postures ou des scènes familières.

Les autres essais sont consacrés à la description de la nature comme éloge de l'œuvre du Créateur dans les poèmes en Ancien anglais «Daniel et Azarias» (Emma Knowles, p. 53–69), à la description du paysage du huitième cercle de l'«Enfer» de Dante (Lori J. Ultsch, p. 89–100), aux notions de corruption et de rédemption dans l'«Álla Flekks Saga» (Tiffany Nicole White, p. 101–118), à la représentation du parc à gibier dans une copie du XV^e siècle (BNF, ms. franç. 616) du «Livre de chasse» de Gaston Phébus (Rebekah L. Pratt-Sturges, p. 119–138), aux illustrations (Madrid, Real Biblioteca, II/3042) de la «Chronique de Nicaragua» de Gonzalo Fernández de Oviedo (Sarah H. Beckjord, p. 141–157), aux paysages chez Pierre Bruegel l'Ancien (Catherine Schultz McFarland, p. 159–175), à la métaphore équestre dans l'«Astrophil and Stella» de Philip Sidney (Jennifer Bess, p. 177–196) au thème des arbres sauvages chez William Shakespeare (Grace Tiffany, p. 197–208) et enfin, à la politique de la nature dans «Macbeth» (Seth Swanner, p. 209–227).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Wozniak, Naturereignisse im frühen Mittelalter. Das Zeugnis der Geschichtsschreibung vom 6. bis 11. Jahrhundert, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2020, XXIII–970 S., 10 s/w, 5 farb. Abb., 72 Tab. (Europa im Mittelalter, 31), ISBN 978-3-11-057231-5, EUR 149,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Pierre Devroey, Bruxelles

Thomas Wozniak livre une véritable somme sur les événements naturels au haut Moyen Âge. Dans un champ d'études historiques qui remonte à plus de deux siècles, l'analyse embrasse les événements naturels proprement dits et leur résultante sous la forme de pénuries, de fléaux et de maladies. Le livre est solidement bâti sur les savoirs scientifiques que les sciences de la terre et de l'environnement fournissent à profusion depuis trois décennies, avec le souci de les croiser avec le matériau historique qui est au cœur de la réflexion. Dégager la norme de l'exception est toujours extrêmement difficile.

Ce sont donc les événements extrêmes qui occupent l'essentiel du propos, autour de trois axes: leur reconstruction à partir des données et des modèles fournis par les paléosciences, leur impact historique dans la société et dans l'environnement, et l'histoire de leur perception et de leur interprétation. Wozniak s'appuie sur deux classes d'événements, qui occupent près de la moitié du livre: astronomiques et géologiques (p. 73–350); et météorologiques (p. 351– 549). Le climat, dont les fluctuations répondent à des temporalités plus longues, est délibérément laissé de côté au profit de l'événement, ce qui détermine évidemment les références aux proxys climatiques et à leur modélisation à celles dont le degré de précision approche la temporalité de l'événement historique. Pour chaque phénomène, l'auteur fournit des définitions scientifiques et un état de l'art extrêmement précieux, avant d'entreprendre le croisement avec les sources écrites.

Dans l'espace géographique principal, qui correspond grosso modo à l'empire de Charlemagne à son apogée, et aux îles Britanniques, couvrant l'Europe centrale et du Nord, et la Méditerranée, Wozniak a conduit une enquête heuristique qui ne laisse aucun témoin historique de côté, en fournissant une traduction et un commentaire, ainsi que la citation originale. Pour chaque classe d'événements, le déroulé va systématiquement de la description scientifique à la documentation historique, en passant par les systèmes anciens de savoir, qui guident leur perception et leur interprétation par les témoins lettrés: la Bible et les savoirs scientifiques de l'Antiquité transmis par les compendiums de l'Antiquité tardive, par les Pères de l'Église et par les traités d'Isidore de Séville et de Bède le Vénérable.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nous avons donc ici un instrument de travail extrêmement précieux et un point de départ incontournable à toute enquête systématique sur le système climatique et l'environnement. Le plan choisi a la force incontestable et l'efficacité de l'inventaire, mais il en a également les inconvénients. Il isole les unes des autres les différentes classes d'événements, et fait perdre le contexte politique et social dans lequel ils sont insérés, dans les mentions des sources écrites, et dans la manière globale dont les contemporains pouvaient les appréhender. Une vue synoptique est certes reconstituée par une table chronologique par classes (tabl. 87, p. 845–872), mais il conviendra, pour poursuivre, de se référer à chacun des sous-chapitres correspondants.

Le quatrième chapitre (p. 549–710) regroupe les effets et les conséquences des événements extrêmes, physiques et météorologiques selon une classification calquée sur la perception médiévale de la nature: invasion de sauterelles et de criquets, moyens de subsistance et famines, épidémies et maladies humaines et animales, avec des excursus sur l'ergotisme, les marques en forme de croix sur les vêtements, et les vendanges. Le dernier chapitre (p. 711–766), avant la conclusion (p. 767–803) analyse les manières dont les sociétés occidentales de 600 à 1100 se sont adaptées, ont instrumentalisé et représenté les événements naturels.

Wozniak étudie en particulier les topos qui structurent et conditionnent les manières dont les témoins les perçoivent, les décrivent et les interprètent, selon des schèmes eschatologiques et cosmologiques, en référence à la Bible, ou comme des signes et des prodiges. Contre un déterminisme climatique qui décrit les sociétés médiévales comme incapables d'interagir et de répondre aux chocs naturels, l'auteur rappelle les principales manières, idéologiques ou politiques, dont elles se sont organisées. Le diable se dissimule comme toujours dans les détails. Embrassant au total plus de 1170 événements (et par conséquent, près d'une dizaine de milliers de mentions), il était impossible de tout lire.

La Vie de Benoît d'Aniane rédigée vers 825 par un témoin oculaire, Ardo Smaragde, moine et compagnon de Benoît, décrit une «faim gravissime» durant laquelle les moines furent réduits à distribuer aux affamés qui avaient afflué à la porte du monastère de la viande de bœuf et de mouton, et du lait de brebis, faute de pain». Comme l'a suggéré Walter Kettmann¹, cet événement non daté doit être rapproché de la famine de 792–794, mentionnée dans la chronique

¹ Walter Kettmann, *Subsidia Anianensia. Überlieferungs- und textgeschichtliche Untersuchungen zur Geschichte Witiza-Benedikts, seines Klosters Aniane und zur sogenannten »anianischen Reform«*; mit kommentierten Editionen der »Vita Benedicti Anianensis«, »Notitia e servitio monasteriorum«, des »Chronicon Moissiacense, Anianense« sowie zweier Lokaltraditionen aus Aniane, thèse de doctorat, Duisbourg 2008, p. 153 (https://bibliographie.ub.uni-due.de/servlets/DozBibEntryServlet?id=ubo_mods_00030769 [14/09/2021]).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'Aniane/Moissac («en Italie et en Bourgogne et dans quelques lieux en Francia et aussi en Gothie et en Provence»), durant laquelle un épisode analogue intervient en Italie centrale durant le Carême 793, et non avec la famine mentionnée par un petit groupe de sources rhénanes en 779. Mais il s'agit, bien évidemment, d'un point de détail, qui n'enlève rien à une œuvre historique aussi ample, qui est appelée à rendre des services inestimables à des générations d'historiens.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83711](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83711)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Giulia Zornetta, Italia meridionale longobarda. Competizione, conflitto e potere politico a Benevento (secoli VIII–IX), Roma (Viella) 2020, 340 p. (I libri di Viella, 359), ISBN 978-88-331-3293-8, EUR 33,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
François Bougard, Aubervilliers

Issu d'une thèse de doctorat primée par la Società italiana degli storici medievisti (SISMED), l'ouvrage de Giulia Zornetta revisite l'histoire du duché lombard de Bénévent, devenu principauté en réaction à la conquête carolingienne de l'Italie en 774, à l'aune de la «conflictualité» et de la «compétition». Cette clé de lecture, largement exploitée par l'historiographie récente et moins récente, s'applique bien en une région où la vie politique puise par ailleurs son ressort dans la dimension périphérique ou «décentrée»: périphérie du duché par rapport au royaume lombard, de la principauté par rapport au royaume franc, périphérie vis-à-vis du pouvoir byzantin, à quoi s'ajoutent la proximité avec la puissance pontificale toujours soucieuse de ne pas voir se constituer à ses portes une alliance trop forte entre Bénévent et le Nord, et les relations changeantes avec l'islam.

La progression, chronologique, est guidée par les grands moments de la vie politique locale. Jusqu'en 774, le duché est en position largement autonome, tout en entretenant des relations suivies avec la cour de Pavie par le biais des mariages des ducs avec des représentantes de l'aristocratie du royaume, jusque dans la famille royale. La récurrence même de ces unions, dont la dernière fut l'alliance entre Arechis II (758–787) et la fille du roi Didier Adelperga, est en soi un indice de la reconnaissance du statut particulier du duché, traité comme une entité indépendante. Dans les années 740–760, juste après le rétablissement de la dynastie en place depuis le VII^e siècle mais dont le pouvoir avait été interrompu durant une décennie, les sources judiciaires sont un bon observatoire de la relation qu'entretient le duc avec les élites locales.

L'institution est alors fortement centrée sur la personne ducale, ce qui reflète le rôle polarisant de la capitale. Les plaids se tiennent au palais ou sur une terre fiscale et le duc-juge paraît exercer un monopole, jusque dans les débats, sur la résolution des conflits, tout au moins de ceux impliquant les intérêts de l'Église, monastique ou séculière. Le fait que dans chaque conflit étudié soient en jeu des biens issus de la libéralité ducale dans les générations précédentes mène certes à tempérer cette idée d'exclusivité, puisqu'on ne sait rien des autres affaires. Il n'empêche qu'il y a là une situation originale par rapport à ce qu'on connaît du duché voisin de Spolète et du reste du royaume.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'absence de notices de plaid entre 764 et la fin du IX^e siècle – l'existence même de cette lacune prolongée, alors même que les autres sources sont plutôt abondantes, aurait pu être mise en question –, oblige à changer de point de vue documentaire pour les chapitres suivants. Vient d'abord l'établissement du régime carolingien, vis-à-vis duquel le duché devait se positionner. Tout paraît alors déterminé par cet enjeu extérieur, qui paraît avoir aussi durablement désamorcé les tensions de la vie politique intérieure. De *dux* de la *gens* des Lombards, Arechis devient en 774 *princeps gentis Langobardorum*: un titre dans lequel il faudrait moins voir l'expression d'un défi ouvert envers le nouveau maître du royaume que la volonté d'affirmer un pouvoir régional selon un lexique institutionnel éprouvé sans aller jusqu'à se dire roi.

Bien des initiatives d'Arechis furent du reste dans la continuité des manifestations propres au pouvoir autonome qui était déjà le sien, comme les translations de reliques, la promotion des fondations religieuses (Sainte-Sophie en premier lieu, dont Giulia Zornetta est toutefois attentive à ne pas surestimer l'importance) et les constructions ou restaurations palatiales à Bénévent et Salerne. Longtemps Charlemagne les ignore, faute de pouvoir ou de vouloir imposer ses vues sur un terrain qu'il était peut-être préférable de ménager face d'une part aux ambitions pontificales déclarées, d'autre part au risque d'une conjonction d'intérêts toujours possible entre Bénévent et Byzance.

Il faut attendre 787 et la succession négociée de Grimoald à la tête de la principauté pour voir les signes concrets d'une soumission, si éphémère fût-elle, dans la frappe monétaire et l'introduction du nom du souverain franc dans les diplômes. Moins immédiatement visible mais non moins réelle fut la compétition sur le terrain monastique (Saint-Benoît du Mont-Cassin, Saint-Vincent au Volturne), objet de la générosité des uns et des autres mais aussi siège de factions opposées, spécialement à Saint-Vincent au Volturne.

La disparition de Grimoald III en 806 ouvre un nouveau chapitre, plus instable sur le plan dynastique et qui remet en pleine lumière l'aristocratie locale, alors que Bénévent, passées les tensions avec les Carolingiens, semble s'installer dans une position seconde, celle d'une «province» sans autres enjeux que ceux de ses rivalités internes. En l'absence d'une légitimité de sang, l'homme fort du premier tiers du IX^e siècle, Sicon (817–832), est absorbé dans les jeux d'alliance matrimoniale avec les élites régionales et ne peut faire autrement que de leur donner une place importante au palais, dont l'un des principaux bénéficiaires fut le *thesaurarius* Roffrit.

Cependant, ni Sicon ni son fils Sicard (832–839) ne semblent avoir eu les moyens de soutenir dans la durée la générosité susceptible de leur assurer la fidélité des officiers. Le besoin de mieux sélectionner leurs protégés, l'érosion probable ou la moindre disponibilité immédiate des ressources fiscales conduisent à des situations d'agressivité: à l'intérieur vis-à-vis des monastères détenteurs des largesses ducales passées, à l'extérieur contre



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Naples, dont les débouchés commerciaux auraient été susceptibles de fournir des entrées supplémentaires. À défaut de pouvoir vraiment s'imposer face aux uns et autres, les vols et translations de reliques au profit de Bénévent, à commencer par celles de saint Janvier, vinrent renforcer le capital sacré de la capitale, spécialement au profit de la cathédrale, plutôt qu'à Sainte-Sophie.

Le conflit de succession des années 840 est l'occasion de décrire les réseaux sur lesquels s'appuyèrent Siconolf d'un côté, Radelchis de l'autre, et de souligner la manière dont Siconolf sut se hisser au-dessus des enjeux purement locaux par son alliance matrimoniale avec Spolète. Mais l'épisode fournit aussi aux Carolingiens l'occasion d'intervenir à nouveau. À partir de 847, Louis II ne mena pas moins de cinq expéditions vers le sud, jusqu'à s'installer de manière permanente dans la principauté (866–871). Le *pactum divisionis* de 848/849 entre Bénévent et Salerne réaffirmait le statut «extraterritorial» du Mont-Cassin et de Saint-Vincent au Volturne, partageait les ressources fiscales, envisageait la mobilisation conjointe des armées des deux anciens adversaires, selon toute probabilité contre les Sarrasins, à la demande de l'empereur. La vingtaine d'années qui suit, sur laquelle se termine le volume, est celle des campagnes militaires, des humiliations successives et réciproques, des manifestations d'ordre idéologique et symbolique d'ordre législatif – les nouvelles d'Adelchis en 866 font à la fois écho à celle d'Arechis II et riposte préventive devant l'expédition franque annoncée – et monétaire. De périphérie, le duché diminué de moitié est devenu frontière de l'Empire, contre l'émirat de Bari et face à Byzance, jusqu'à ce que la captivité de Louis II, à l'été 871, ne mette fin aux prétentions carolingiennes et ne ramène Bénévent à des horizons décidément réduits. La relève viendra de Capoue.

L'histoire de Bénévent aux VIII^e–IX^e siècles, particulièrement touffue, a parfois de quoi décourager plus d'un. Elle est de ce fait assez peu pratiquée. Le livre réussit à tenir l'équilibre entre le récit obligé des péripéties régionales et les échappées thématiques. Dense et informé, il présente la double qualité d'offrir une scansion chronologique convaincante et de mobiliser les acquis de l'historiographie récente, tout en variant les points de vue de manière efficace: de quoi en faire l'instrument de référence des prochaines années pour qui veut s'aventurer sur ces terres.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83712](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83712)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)